



Das Waldviertel[®]

NEUE FOLGE 1961 Nr. 7/8

Aus dem Inhalt:

- Edmund Daniek: Waldviertler Stadtburgen und Schlösser erzählen
Geschichte
- Dr. Adalbert Klaar: Die Burg Rastenberg (mit Plan)
- Dr. Walter Pongratz: Die Raabser Frühmessestiftung
- Franz Fux: Ober-Meisling im Kremstal — ein neuer niederöster-
reichischer Markt
- Dr. Walter Pongratz: Schulstreitigkeiten in früheren Zeiten
- H. K.: Der Warzenstein zu Harmannschlag
- F. I. P.: Der Riesenkopf (Eine Sage zu Oberkirchen)
- Buchbesprechungen

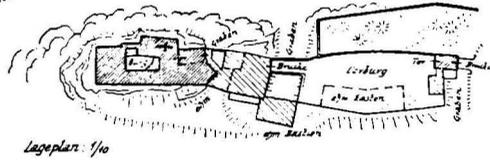
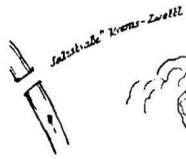
Auch Du

förderst die heimischen
Schriftsteller als Mitglied der

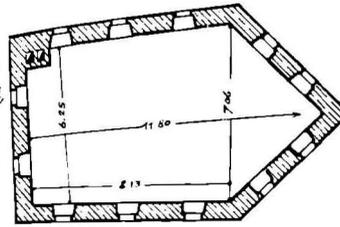
Buchgemeinschaft Heimatland

Das Titelbild, ein Holzschnitt von Franz Traunfellner stellt die Ruine
Dobra vor dem Bau des Stauwerkes dar.

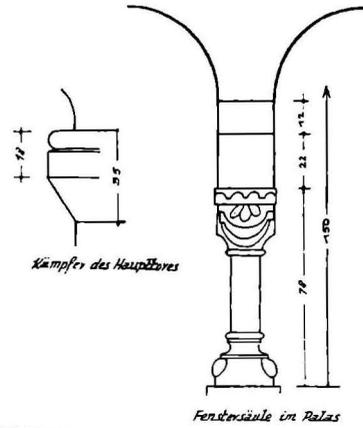
Burg Rastenberg im Waldviertel, Gemeinde Rastorfeld, Bezirk Krems-Göfö, Niederösterreich.



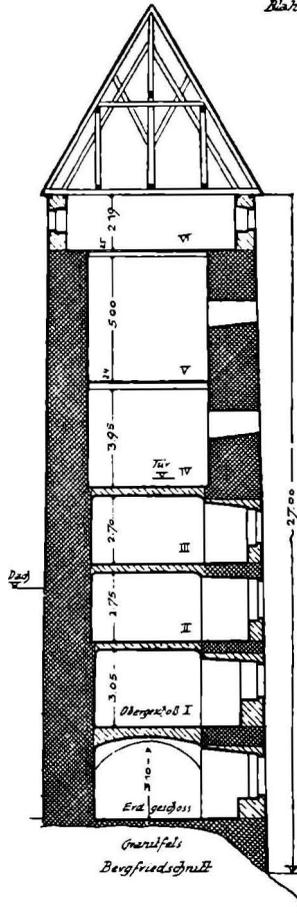
- älteste mittelalterliche Bauteile
- umgebauete u. spätmittelalterliche Bautteile
- Renaissance Bauteile, 2. Hälfte 16. Jhdh.
- Davocde Ein- u. Umbauten um 1739.
- jüngere Ein- u. Umbauten ab 1844



Bergfried VI Ober-Dachgeschoss

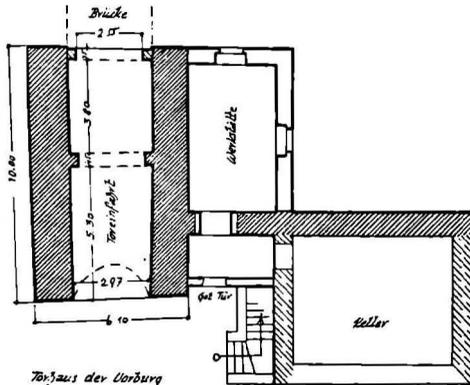
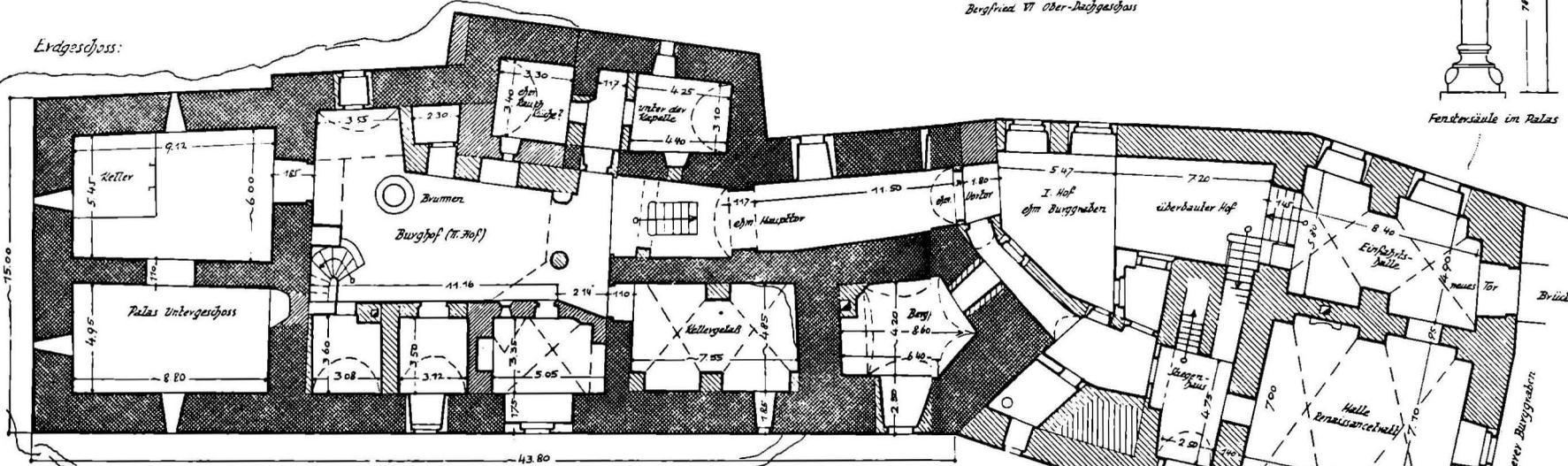


Fenster säule im Palais

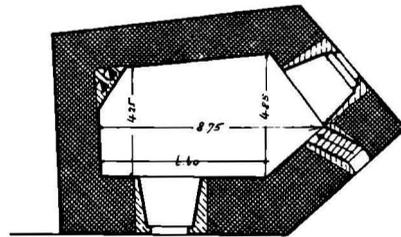


Mauerwerk Bergfriedschnitt

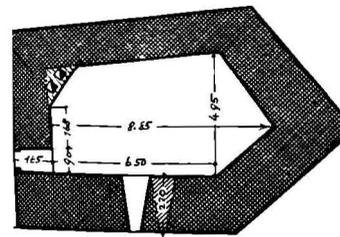
Erdgeschoss:



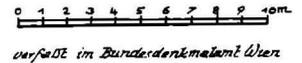
Türhaus der Vorburg



Bergfried VII Obergeschoss



Bergfried VIII Obergeschoss



verfaßt im Bundesdenkmalamt Wien

A. K. 1907

Einzelpreis € 6.—

Halbjährig € 36.—

Druck Buchdruckerei
Josef Faber, Krenns
an der Donau, Obere
Landstraße Nr. 12
Verwaltung Obere
Landstraße Nr. 12

Das
Waldviertel
Zeitschrift für Heimatkunde
und Heimatpflege

Erscheint alle vier
Monate Eigentümer
Herausgeber u. Verleger
Waldviertler Heimat-
bund; Verantwortlicher
Schriftleiter Dr. Wal-
ter Vongrats, Wien 18
Pöchlendorfer Höhe 57

10. Jahrgang

Juli-August 1961

Folge 7/8

Waldviertler Stadburgen und Schlösser erzählen Geschichte

Von Edmund DANIEK

Von den rund tausend Burgen, Schlössern und Ruinen, die Niederösterreich besitzt, entfällt auf das Waldviertel ein beträchtlicher Teil. Alle diese aus dem Mittelalter stammenden, altersgrauen Bauten, ob sie nun ursprünglich in Verbindung mit einer Ortschaft — einer späteren Stadt — oder auf einer Anhöhe errichtet wurden, dienten in erster Linie der Landesverteidigung, waren aber auch zugleich der Wohnsitz des jeweiligen adeligen Grundherrn, der der damaligen Verfassung gemäß in seinem Herrschaftsbereich die öffentliche Verwaltung und Rechtspflege ausübte, die Steuern einhob und den Heerbann beistellte. Somit als verlängerter Arm des Landesherrn fungierte. Mit der Erfindung des Schießpulvers, der Muskete und des schweren Mörsers haben nicht nur die Ritterheere, sondern auch die Burgen ihre Bedeutung für die Landesverteidigung verloren, weshalb schon damals der Verfall vieler Wehrburgen einsetzte, da sie nach einer kriegerischen Zerstörung von ihren Besitzern nicht wieder aufgebaut und so zu Ruinen bzw. Ruinenresten wurden. Wenngleich die Bewohner der damaligen Zeiten mit der Natur aufs engste verbunden und demnach weit mehr als die heutige Generation abgehärtet waren — man denke nur an die Bauern, die im Mittelalter in mit Stroh und Schilf gedeckten Lehmhütten hausten —, so war auch das Leben der Burgbewohner keineswegs ein behagliches. Die hochgelegene, allen Wetterstürzen preisgegebene Burg mit ihren aus Bruchsteinen erbauten Mauern, Sälen und Kemenaten, mußte zumeist auch im Sommer beheizt werden, um das Frösteln zu bannen. Aber erst im Winter! Da wurden die kleinen Fensteröffnungen entweder mit Stroh verstopft oder mit dünnen, ölgetränkten Tierfellen versehen, die das Tageslicht nur hereinschimmern ließen. Die mächtigen offenen Kamine wurden zwar mit enormen Mengen von Holz geheizt; zwei Meter entfernt davon war es eisig kalt. Als Be-

leuchtung diente die russende Pechfackel, so daß die Burgräume stark verrußt und verräuchert waren und im Frühjahr neu geweißt werden mußten. Kein Wunder, daß im 16. Jahrhundert, im Zeitalter der Renaissance, das im Kultur- und Geistesleben eine gewaltige Veränderung bewirkte, auch die Burgen davon betroffen wurden. Da sie als Verteidigungspunkte nicht mehr in Frage kamen, wurden sie von ihren Besitzern vielfach in Schlösser umgebaut, die in erster Linie einen bequemen Herrnsitz darstellen sollten. Obwohl in Niederösterreich durch die Schweden im Dreißigjährigen Kriege viele Burgen und Schlösser zugrundegegangen sind, so blieb dennoch auch im Waldviertel eine Zahl von Burgen erhalten, die heute noch ihren Charakter als Wehrburgen erhalten haben, obwohl auch sie im Innern längst modernisiert wurden.

Hier seien nur die Stadtburgen und Schlösser des Waldviertels und ihre Geschichte erwähnt:

LITSCHAU ist nicht nur die nördlichste Stadt Österreichs, ihre Burg mit dem 25 Meter hohen Berchfrit, die 1229 erstmalig urkundlich genannt wurde, war durch Jahrhunderte den Einfällen der Böhmen ausgesetzt. Die Hussiten zerstörten 1428 die Burg, die Sigismund von Puchheim wieder herstellen ließ. Im Dreißigjährigen Kriege wiederholt von den Böhmen bedrängt, widerstand sie 1645 dennoch den Schweden. Die gräfliche Familie Seilern ließ nicht nur die Burg wieder aufbauen, sondern nebenan ein neues Schloß errichten. Südlich davon erheben sich die mächtigen, mit Wehrgängen versehenen Rundtürme der Burg HEIDENREICHSTEIN mit ihren zwei Zugbrücken; die prachtvollste Wasserburg Niederösterreichs. Sie liegt nahezu eben, daher waren ihre Verteidigung der breite Teich und die Wassergräben. Ihre Entstehung geht ins tiefe Mittelalter zurück, wenngleich sie erst 1208 als im Besitz eines Otto von Heidenreichstein genannt wird. Im 15. Jahrhundert von den Hussiten verwüstet, wurde sie durch Graf Puchheim wieder instand gesetzt. Die Fürsten Palffy, die durch zwei Jahrhunderte Heidenreichstein besaßen, errichteten die ersten Glashütten und wurden so zu Begründern der heutigen Glasindustrie in Nagelberg. Das heutige Schloß GMÜND, ebenso die Stadt reichen auf die Zeit der Kuenringer zurück. Am 1. Juli 1179 legte auf dem Reichstage zu Eger Kaiser Friedrich Barbarossa die Grenze zwischen Österreich und Böhmen fest und zwar dort, wo sich die Flüsse Leinsitz und Braunau vereinigen, an ihrem „Gemünde“. Da Hadmar II. von Kuenring vorher Herzog Leopold II. bei seinen Kämpfen gegen die einfallenden Böhmen wirksam unterstützt hatte, belehnte ihn der Marktgraf mit einem mächtigen Gebietsteile im Waldviertel. Beim „Gemünde“ errichtete um diese Zeit Hadmar II. von Kuenring Burg und Stadt Gmünd. Nach den Kuenringern, die Gmünd bis 1262 besaßen, folgten die Liechtensteine, die Puchheimer und weitere 17 Besitzer. Längst sind die Stadtmauern verschwunden, die Burg wurde zum Schloß umgestaltet und erfuhr

durch Erzherzog Sigismund im vergangenen Jahrhundert ihr heutiges Aussehen. Obwohl im Laufe der späteren Zeiten die Grenzen zwischen Niederösterreich und Böhmen weiter nach Norden verlegt wurden und diese auch durch Jahrhunderte verblieben, bestanden im Jahre 1919 die Führer des neuen tschechoslowakischen Staates darauf, daß im Friedensvertrag von Saint Germain von den alliierten Mächten die Staatsgrenze bei Gmünd festgelegt werde, da sie die historische Grenze von 1179 darstelle. SCHREMS, die „Stadt des Steines“ mit ihrem schwarzgrauen Syenit und den riesigen Granitlagern, aus deren Material einst alle Donaubrücken bis zum Balkan errichtet wurden, besaß ebenfalls eine Burg, als deren Besitzer Berthold Graf von Hardegg 1278 genannt wird. Sie verödete später, ihre Mauern wurden zum Teil für die Kirche verwendet. Das von Anna von Pichler 1635 neu erbaute Schloß innerhalb der Stadt und am Ufer der Braunau gehört seit Jahren der Stadtgemeinde. Auch die Stadt WEITRA mit ihrer hochgelegenen, weithin sichtbaren Burg ist ebenfalls eine Gründung Hadmars II. von Kuenring. Nun einige Worte über das um Österreich hochverdiente Adelsgeschlecht der Kuenringer, das man heute noch mitunter irrtümlicherweise als Raubritter bezeichnet. Wie konnten sie Raubritter gewesen sein, wenn sie mehr als ein halbes Jahrtausend von 1057 bis 1593 von den Babenbergern bis tief in die habsburgische Zeit wichtige Regierungsstellen als Ministeriale bekleideten? Auch die Bezeichnung „Hunde von Kuenring“ wirkte irreführend, denn einige von ihnen legten sich selbst diesen Beinamen bei und unterzeichneten auch mit canis, womit sie besagen wollten, daß sie wie getreue Wachhunde Besitz und Rechte ihres Landesherrn bewachen. Ihr Stammvater Azzo von Hetzmannswiesen kam 1057 aus Maissen nach Österreich. Die Ruine ihrer Stammburg ist heute noch im Dorf Kühnring bei Eggenburg zu sehen. Da er im Dienste Markgraf Leopold II erfolgreich gegen die Böhmen kämpfte, bestimmte ihn der Markgraf, daß er dauernd im Lande bleibe und sich in der Nähe seiner Residenz zu Melk die feste Burg DURNSTEIN erbaue. Azzos Großenkel Hadmar I. erbaute die Burg und Stadt Zwettl und errichtete 1138 auch das Zisterzienserstift. Während Zwettl heute noch Teile der Ringmauern und Türme aufweist, ist die Burg längst verschwunden. Auf ihrem Platze wurde im Vorjahre die Grundsteinlegung für den Bau des neuen Realgymnasiums vorgenommen.

Als 1230 der Babenberger-Herzog Leopold VI. in San Germano gestorben und im Kloster Lilienfeld beigesetzt worden war, sein Sohn Friedrich der II. zur Regierung kam, erhoben sich unter Führung der Kuenringer alle Ministerialen gegen den neuen Landesherrn, da sie befürchteten, er wolle ihre Rechte verkürzen. Hadmar III. von Kuenring und sein Bruder Heinrich II., der damals als Landmarschall von Österreich fungierte, entführten aus der Wiener Herzogsburg den Staatsschatz und brachten ihn in ihre Burg Zwettl, um dem Herzog

die Mittel zur Kriegführung gegen sie zu nehmen. Sie verwüsteten die herzoglichen Besitzungen und sperrten die Donau ab. Doch der 19jährige Herzog, der alsbald den Beinamen „Friedrich II. der Streitbare“ erhielt, ließ sich nicht einschüchtern. Mit Truppen treugebliebener Adeliger und mit von Klöstern beigestellten Truppen zog er gegen die Kuenringer zu Felde, eroberte Zwettl und Weitra und kurz nachher auch Aggstein und Dürnstein, worauf sich die Kuenringer auf Gnade und Ungnade ergaben. Sie mußten einen Teil ihrer Herrschaften und Burgen dem Herzog ausliefern, den Schaden gutmachen und bis dahin ihre Söhne als Geisel stellen. Aus taktischen Gründen wurde Heinrich II. von Kuenring sogar als Landmarschall belassen. Sechs Monate nur, von November bis April, hatte dieser Aufstand gedauert, der nichts anderes war als eine der zahllosen Adelsverschwörungen, wie sie die Geschichte aller Staaten kennt. Aber dieser einzige Aufstand hat in Verbindung mit entstellten Lesebuchgeschichten die sogenannten „Hunde von Kuenring“ zu „Raubrittern“ gemacht.

Die Burg Waidhofen an der Thaya wird 1171 als im Besitz des babenbergischen Ministerialen Ortholt von Waidhufen zum erstenmale erwähnt. Als nahe an der Grenze liegend, hatte die Burg wiederholt unter den Einfällen der Böhmen zu leiden, so 1278 unter König Ottokar, 1328 unter König Johann, die beide Stadt und Kirche zerstörten. Später wurde die Stadt vom Grafen Puchheim stark befestigt, so daß sie 1645 den Schweden widerstand. Während große Teile der hohen Ringmauern samt zwei Stadttürmen dieser reizenden Kleinstadt heute noch erhalten sind, wurde die Burg mit ihrem Berchfrit 1770 in das heutige Schloß umgebaut.

Die 1956 ihr 800jähriges Jubiläum feiernde Stadt Allentsteig besitzt eine Burg, die zu den ältesten des Waldviertels zählt, denn sie wurde um 1100 von den Herren von Thy-Kamegg-Khaya erbaut. 1212 wurde sie Adelolstige benannt, woraus sich der Name Allentsteig entwickelte. Der Ungarkönig Matthias Corvinus eroberte die Burg, die von Freiherrn von Hager 1570 umgebaut wurde aber heute noch mit ihren Ringmauern, der steinernen Brücke über den tiefen Graben und dem hohen Berchfrit an die alte Wehrhaftigkeit erinnert. Der aus dem 11. Jahrhundert stammenden Babenberger-Burg Raabs am Zusammenfluß der deutschen und der mährischen Thaya haben ebenfalls die Herren von Puchheim, die Raabs durch Jahrhunderte in ihrem Besitze hatten, ihr heutiges Aussehen gegeben. Das Gebiet von Groß-Siegharts weist drei Burgen auf. Die ehemalige Burg Siegharts innerhalb der Stadt, die 1304 im Besitze des Richard von Siegharts war, zum Schlosse umgebaut, im 19. Jahrhundert als Fabrik eingerichtet und 1891 von der Stadt als Amtshaus erworben wurde, Schloß Dietsmanns, das 1542 erbaut und im 19. Jahrhundert in eine Seiden- und Samtbänder-Fabrik umgewandelt wurde und schließlich sind am Sieghartsbache die Reste des Berchfrits der Burg Liebenberg erhalten.

die bereits 1188 als babenbergischer Ministerialbesitz genannt wird, die Stammburg des großen Wiener Bürgermeisters zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung, Andreas von Liebenberg und eines Adelsgeschlechtes, das mit Bezirkshauptmann a. D. Koloman Freiherr von Liebenberg im Oktober 1945 im Mannesstamme erloschen ist. Ruine GARS bei dem gleichnamigen Städtchen war zur Zeit des Investiturstreites zwischen Papst Gregor VII. und König Heinrich IV. vorübergehend Regierungssitz des Babenberger Markgrafen Leopold II., dem von König Heinrich IV. wegen seiner mehrfach schwankenden Haltung Österreich entzogen und dem Böhmenherzog Vratislav übertragen wurde und den auch der König aufforderte, sein neues Lehen in Besitz zu nehmen. Es kam am 12. Mai 1082 zur Schlacht bei Mailberg, in der Leopold II. besiegt wurde und sich mit dem Rest seiner Truppen auf Gars zurückzog. In dieser Zeit begann auch der Aufstieg der Kuenringer, die nach und nach die Böhmen aus Österreich vertrieben. Markgraf Leopold II. ist auch in Gars verstorben, er wurde später in die markgräfliche Begräbnisstätte im Stift Melk überführt. Beim Herannahen der Franzosen im Jahre 1809 wurde Burg Gars von ihrem Besitzer in Brand gesteckt. Seither ist sie zur Ruine geworden. Das schöne Städtchen DROSENDORF mit seinen zum Großteil erhaltenen Ringmauern war samt seiner Burg eine wichtige Grenzfestung, um die zahllosemale hart gekämpft wurde. „Wer Drosendorf einnimmt, dem steht das Land bis zur Donau offen“, so lautete ein militärischer Grundsatz. Daher mußte im August 1278, als König Rudolf I. von Habsburg und der Böhmenkönig Ottokar im Marchfeld einander gegenüberstanden, der Landmarschall Stephan von Meissau Burg Drosendorf so lange halten und sich erst dann der Übermacht ergeben, bis keine Möglichkeit mehr bestand, daß sich das böhmische Belagerungsheer mit dem Heere Ottokars im Marchfeld vereinigen konnte. Auch die gezackten Ringmauern der 1126 erstmalig erwähnten Stadt EGGENBURG haben viel Kriegsleid durch die Böhmenherzoge, Hussitten, Taboriten, Ungarn und Schweden erlebt. Ebenso wie Eggenburg war auch die benachbarte Stadt HORN mit ihrer im 18. Jahrhundert zum Schloß umgebauten Burg der Schauplatz großer Kämpfe und Drangsale. Für Österreich aber ist das Gebiet von Horn von ganz besonderem historischen Interesse. Es ist die einstige Grafschaft des Poigenreiches, der Familien Wildberg-Hohenburg und Vohburg. Sie führten in ihrem Wappen den weißen Balkenschild. Dadurch, daß diese Familien nach und nach ausstarben, kamen ihre Güter, aber auch ihre Wappen mit dem weißen Balkenschild in babenbergischen Besitz. Bestand bisher das babenbergische Wappen nur in einem roten Schild, so wurde es durch Einfügung des weißen Balkenschildes zu Österreichs Landeswappen rot-weiß-rot. Da Dietpolt von Vohberg noch lebte, hat Herzog Leopold VI. das neue Wappen noch nicht geführt. Erst sein Sohn und Nachfolger Friedrich II., der „Streitbare“, hat bei seinem Regierungstritt 1230 das neue

Wappen zum erstenmale getragen. Die Legende vom blutgetränkten Waffenrock Herzog Leopold V. mit dem weiß verbliebenen Teile unter dem Wehrgehänge ist zwar eine jahrhundertealte Legende; im Lichte der heutigen Geschichtsforschung aber sind unsere Landesfarben, wie Universitätsprofessor Landesarchivdirektor Dr. Lechner nachweist, durch die Aufnahme des weißen Balkenschildes dieser Poigner Grafschaft entstanden. Man erkennt, daß gerade das niederösterreichische Waldviertel aufs engste mit der Entstehungsgeschichte Österreichs verbunden ist.

Die Burg Rastenberg (mit Plan)

Von Dr. Adalbert KLAAR

Die Grenzlandschaft des Waldviertels gegen Böhmen hatte von der mittelalterlichen Rodekolonisation ab dem Ende des 12. Jahrhunderts bis in die Zeit der Hussitenkriege im 15. Jahrhundert seine bedeutende strategische Stellung. Es lassen sich daher innerhalb dieser Zeitspanne von 250 Jahren die Entwicklungsphasen der mittelalterlichen Wehrtechnik noch vor Einführung der Feuerwaffen gut erkennen. Zugleich ist diese Zeitspanne für den mittelalterlichen Burgenbau ganz allgemein von besonderer Bedeutung. Vor dem 12. Jahrhundert herrscht ein anders gearteter Burgentypus vor und nach dem Ende des 15. Jahrhunderts verändert sich dieser abermals grundlegend zum Festungsbau. Innerhalb des genannten Zeitraumes gelangt die Phase des Burgenbaues, die wir als die gotische bezeichnen können, im 13. Jahrhundert zu ihrem Höhepunkt. Da das Waldviertel mit der Angliederung Böhmens an das Haus Habsburg (1438, Albrecht V.) 1526 unter Kaiser Ferdinand I. seinen wehrhaften Grenzlandcharakter verliert, war eine Umbautätigkeit in wehrtechnischer Beziehung seltener geworden. So hat sich der gotische Burgenbau hier reiner und besser erhalten können, als an den Staatsgrenzen im Osten und Südosten, nicht nur in Niederösterreich.

Es ist schon mehrfach der Hinweis auf den wehrhaften Grenzlandcharakter Niederösterreichs an der Thaya, am Kamp, an der Leinsitz gemacht worden. Wissenschaftlich erforscht und begründet wurde er jedoch nicht. Das kann auch in dieser Arbeit nicht geschehen. Es soll nur auf ein besonders gut erhaltenes und wertvolles Einzelstück im Burgenkranz des Waldviertels hingewiesen und dieses Objekt bautechnisch beschrieben werden.

Die Burg Rastenberg erhebt sich auf einem ost-westgerichteten, schmalen, blockförmig geschichteten Granitfelsen, der rasch und steil

nach drei Seiten in das tiefeingeschnittene Tal des kleinen Kamp abfällt. Nur an der schmalen Ostseite ist die sporenbildende Felszunge zugänglich und hängt dadurch mit der rund 560—570 m hochgelegenen Siedlungsfläche des nördlichen Waldviertels zusammen. Von dieser Hochfläche gleitet, nördlich am Burgfels vorbei, die alte Salzstraße aus dem Kremstal, bzw. Gföhlerwald kommend, in das Kamptal hinab, um am tiefsten Punkt angelangt, mit einer Brücke den Fluß zu übersetzen. Sogleich nach der Flußüberquerung steigt die alte Verkehrsstraße auf die gegenüberliegende Hochfläche hinan und nimmt ihre westliche Fortsetzung nach Zwettl auf. Am Fuße des Burgfelsens hat sich als Brückenkopf eine weilerartige Gutssiedlung entlang der Straße entwickelt. Sie wird, wie die Straße und Brücke, von der hochragenden Burg beherrscht. Ist die Lage an einer tiefen Talbildung gleichsam eine natürliche Wallbildung, ebenso planmäßig gewählt, wie die tangierende Führung der Verkehrsstraße, so gewährt ein Rundblick von der Anhöhe der Felsrippe, auf welcher die Burg erbaut ist, eine weithin beherrschende Fernsicht über die siedlungsreiche Granithochfläche an der Grenze der heutigen Bezirke Zwettl-Krems. Es besteht eine Sichtverbindung mit den gleichgearteten Burgen Ottenstein und Lichtenfels im großen Kamptal, die ebenfalls Teile des Wehrsystems bilden.

Diese geschilderte Geländelage ist der Hinweis auf die immer wiederkehrenden Burgenstandorte in der genannten Zeitspanne. Auf steilen Anhöhen, jede geomorphologische Struktur ausnützend, erheben sich die gotischen Burgen seit dem Ende des 12. Jahrhunderts. Auch ihre Namen, welche auf -berg, -fels, -stein auslauten und welchen häufig Personen-, Tier- oder Baumnamen vorangesetzt sind, bleiben für diese Zeit besonders auffallend. Eine Parallelerscheinung findet man bei Namen von Einzelhöfen im Streusiedlungsgelände mittelalterlicher Bauernsiedlungen. Weiterhin ist zu beobachten, daß die Burgenanlagen keine große Ausdehnung haben und enggedrängt auf dem „Stein“, „Berg“, „Fels“, technisch sehr schwierig errichtet sind. Dies verlangt eine Beschränkung auf die nur wehr- und wohntechnisch unerläßlichen Gebäude. Dabei erhalten diese Gebäude eine strenge Typenform, hingegen ist ihre Zusammenstellung je nach der Geländeform vielfältigst.

Diese gotischen Burgen auf steilen Anhöhen unterscheiden sich ganz wesentlich von den älteren, viel größeren Typen der Ringburgen, die seit der Frühzeit des mittelalterlichen Burgenbaues bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts zur Anwendung kamen. Sie waren räumlich größer und dienten als Zufluchtsorte für größere Menschenmengen in Zeiten der Kriegsgefahr. Sie waren nicht so zahlreich vorhanden und erhielten in älteren Siedlungsgebieten eine zentrale Lage zugewiesen. Die gotischen Burgenanlagen hingegen sind zahlreicher und bilden im ausgebreiteten Siedlungsraum verteilt, eine kettenartige Reihung. Sie nehmen, noch klarer ausgebildet, die einstige Stellung der Wachtberge

ein, während die Ringburgen durch die Burgstädte abgelöst wurden. Wieweit hier der Einfluß des in gleicher Zeit aufkommenden Ministerialadels geltend gemacht werden kann, gehört einer sozialgeschichtlichen Untersuchung an.

In Rastenberg können wir heute noch eine typenhaft vollendete gotische Bergburg dieser Art erkennen.

Der gedrungene rechteckige Palas befindet sich an der unzugänglichen Westseite, hart am steilabfallenden Granitfelsen gegen das kleine Kampthal vorgeschoben. Heute enthält dieser drei Geschosse und ist schon im Erdgeschoß durch eine Quermauer in zwei Räume abgeteilt. In diesen Gelassen werden sich Speicherräume, jedoch kaum die Stallungen befunden haben. Eine starke Holzbalkendecke trennt das Erdgeschoß vom 1. Obergeschoß, welches gleichfalls durch eine Quermauer in zwei ungleiche Räume abgeteilt ist. Drei erneuerte romanische Doppelbogenfenster mit Würfelkapitellsäulen geziert sind, im nördlichen Raum erhalten. Vermutlich zwei gleichartige Fenster befanden sich im südlichen Raum. Eine Steintreppe führte einst in der starken hofseitigen Mauer in das 2. Obergeschoß, welches erst in der Barockzeit in Räume abgeteilt wurde. Ein kaum erhaltenes 3. Obergeschoß ist im heutigen Dachboden erkennbar.

Der rechteckige Baukörper ist durch das Felsgelände nur gering verzogen. Seine gedrungene Rechteckform erinnert, stilistisch beurteilt, an die früher turmartig errichteten Wohnbauten, die sogenannten „Festen Häuser“. Formen, die um 1100 in den Burgen Raabs, Gars-Thunau oder in der Schallaburg vorkommen. Erst wieder im 13. Jahrhundert erhalten die Palasbauten eine gestreckte rechteckige Gestalt, möglichst im Seitenverhältnis 1:2, die an keinerlei Turmform mehr erinnern. Nie dürfen diese Burgwohnhäuser mit den Festsaalbauten der Königsburgen und Fürstenhöfe in Beziehung gesetzt werden.

Vom Palas grundverschieden und gesondert neben dem einzigen Zugang an der Angriffsseite der Burg im Osten ist der Bergfried errichtet. In Rastenberg entspricht dieser Burgturm der häufigen keilförmigen Type mit fünfeckigem Grundriß. Dieser Burgturm ist kein Wohnturm, sondern dient einzig der Bewachung und Verteidigung am Burgeingang, keilförmig vorstoßend in den ehemaligen Halsgraben, über den die Zugbrücke führte. Im 15. Jahrhundert angeblich erhöht, im 18. Jahrhundert barock für Wohnzwecke ausgestaltet, besitzt er heute sechs Geschosse und ist bis zur Traufe des Daches 27 m hoch. Im 4. Geschoß, rund 10 m über dem inneren Burghof, ist sein mittelalterlicher Einstieg als rechteckige Tür gut erhalten. Von diesem Zugang wird ein hölzerner Verbindungsgang entlang der zinnengekrönten Süd- und Verbindungsmauer zum Palas geführt haben. Daß der Turm ausschließlich Wehr- und Beobachtungszwecken gedient hatte, geht aus der engen fünfeckigen Raumgestalt der Gelasse hervor, die nur von wenigen Schlitzfenstern kümmerlich beleuchtet waren. Sie sind dreieck-

förmig nach innen erweitert und für die Bogenschußwaffe der gotischen Zeit geeignet.

An der Nordseite des Festungsturmes befindet sich der einzige enge, gangartige Zugang zur Burg und ist hart an dem steilen Nordabfall des Burgfelsens angeordnet. Ein äußeres Tor mit ehemaliger Zugbrücke, neben der Spitze des Wehrturms, lag hinter dem Halsgraben. Das zweite Tor befindet sich in seiner mächtigen Rundbogenform gut erhalten am Zugang zum inneren Burghof, dem Palas gegenüber.

Neben dem 2. Tor rechts, schon im Burghof gelegen, befindet sich die Burgkapelle, ein ehemals rechteckiger Raum mit den Ausmaßen $3,80 \times 5,60$ m. Die romanische Halbkreisapside ragt außen als Erker über die Felswand nach Osten hinaus. Die ehemalige Zweigeschossigkeit der Kapelle ist noch erkennbar geblieben, obzwar der erdgeschossige Raum heute ein tonnengewölbter Keller ist. Im Obergeschoß ist die gotisierende Eingangstür erhalten. Die Kapelle wurde im 15., wie im 18. Jahrhundert vergrößert und stark verändert. Im Hof, angeschlossen an die Kapelle, befindet sich ein quadratischer Keller, den wir als die alte Rauch- und Schlotküche vermuten wollen. Durch Vergrößerung der Kapelle wurde dieselbe abgetragen.

Gleichfalls vom Burghof zugänglich und mit dem Wehrturm in gleicher Breite verbunden, befindet sich links vom 2. Tor ein heute barockgewölbter Raum. Er ist an die 1,85 m starke Südmauer der Burg angebaut und das Untergeschoß eines höheren, vielfach umgebauten Gebäudeteiles. Im Erdgeschoß werden sich die Stallungen befunden haben, im Obergeschoß Gelasse für die Wachmannschaft des Turmes, der ja von dieser Seite her erst in 10 m Höhe sein schon beschriebenes Zugangstor hatte.

Im fast quadratisch angeordneten Burghof befindet sich nahe dem Palas der Brunnen. Heute ist der Hof durch spätere Einbauten und teilweise Überbauung verkleinert worden. Der Raum neben dem vermuteten Stall- und Gesindebau könnte die jüngere, aus dem 15. Jahrhundert stammende Rauch- und Schlotküche sein. Eine spätgotische Tür, wie gleiche Fenster lassen darauf schließen.

Demnach enthält die ursprüngliche Burganlage vier typische Gebäudeformen aus der Erbauungszeit. Den 3—4geschossigen Palas als Wohntrakt, neben dem Doppeltor den heute 6geschossigen, fünfeckigen Wehrturm, eine Doppelkapelle und die nicht mehr näher zu bestimmende Rauchküche. Der einzige Zugang von Osten war neben dem Hauptturm durch einen heute zugeschütteten Halsgraben vom Vorgelände getrennt. Es ist dies der enge erste Burghof. Trotz mehrfach, im Laufe der Zeit notwendig gewordener Zu- und Umbauten, ist die mittelalterliche Burganlage vorzüglich im Kernbau erhalten geblieben.

Die erste urkundliche Nennung eines Hugo von Rastenberg wird 1205 in einer Zwettler Urkunde bezeugt. Eine Bauinschrift im Palas wird

mit 1188 entziffert. Bis um 1300 ist das Geschlecht der Rastenberger im frei-eigenen Besitz der Herrschaft und Burg. Bis 1360 ist es das Geschlecht der Kirchberger. Ab 1363 ist Rastenberg landesfürstlich. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts sollen die Hussiteneinfälle Sachschäden an den Gebäuden verursacht haben, die wohl unter den Neudeggern ab 1430 behoben wurden und die auch Zu- und Umbauten durchführen ließen.

Setzen wir die angeblich echte Bauinschrift von 1188 mit der ersten urkundlichen Nennung von 1205 in Beziehung, so wird der Burgbau innerhalb dieser 18 Jahre als ein Neubau fertiggestellt gewesen sein, wobei das Jahr 1205 schon als Bestandsjahr für den Burgenbau anzusehen ist. Dies bedeutet gewiß einen sehr wertvollen Quellennachweis. Er ist wichtig für die gesamte Entstehungszeit des Burgenbaues im nordwestlichen Waldviertel. In der gleichen Zeit wurden, ganz allgemein gesehen, auch die anderen Grenzlandbefestigungen in Niederösterreich angelegt und ausgebaut, z.B. in der Pittner Mark und an der Leitha gegen Ungarn.

Ganz anders gestaltet und ausgebaut sind die der mittelalterlichen Burg im Osten vorgelagerten Neubauten des 15. und 16. Jahrhunderts. Wie weit diese den Bereich einer älteren Vorburg einnehmen, ist kaum mehr baukundlich nachzuweisen. Bestenfalls könnten Grabungen hierüber Aufklärung bringen. Daß eine Vorburg im 15. Jahrhundert bestanden hat, ist durch den stark umgebauten 1. Torbau mit vorgelegtem Wallgraben bewiesen. Das heutige Gartengelände umfaßte diese gutshofartig ausgebildete Vorburg, in welcher bis 1878 der große Getreidespeicher des 17. Jahrhunderts stand. Am Westende des Gartens befindet sich abermals ein breiter künstlicher Graben, über den eine gemauerte Brücke unmittelbar zum Burgtor des Renaissancetraktes führt.

Dieser stattliche, dreigeschossige Bau aus dem 16. Jahrhundert stellt die Verlängerung und Vergrößerung der mittelalterlichen Burg dar. Er ist durch den Burgfelsen in seiner Breitenentwicklung begrenzt, nützt jedoch den östlichen Auslauf des Burgfelsens vortrefflich aus. Mit der alten Burg ist er im Süden durch einen kurzen Verbindungstrakt, in dem sich auch die zweiarmige Stiege befindet, und einem Arkadengang neben dem Burgturm verbunden. Der alte Burg- und Halsgraben wurde zugeschüttet und darauf der 1. Burghof zwischen alter und neuer Burg angelegt.

Dieser Renaissancebau bildet sonach das ähnliche Gegenstück zum Palas im Westen. Im Erdgeschoß befindet sich eine zweijochige, gewölbte Torhalle, von der aus die Stiege zu den Obergeschossen führt und an deren Gewölben Stuckornamente der Renaissance zu erkennen sind. Ein kreuztonnengewölbter saalartiger Raum befindet sich neben der Torhalle. Die beiden Obergeschosse sind in ihrer Raumeinteilung mehrfach geändert worden. Dieser Erweiterungsbau entspricht den

Wohnansprüchen der Neuzeit und hatte auch seine Funktion als Festungsanlage, der der Feuerwaffentechnik des 16. Jahrhunderts entsprach. Daher finden wir an der Südostseite, als Flankenschutz der gesamten Burg, quer über den Burggraben errichtet, einen Bastionsbau zur Aufstellung der Geschütze. Dieser Festungsbau wurde im 19. Jahrhundert für Wohnzwecke umgebaut. In Vischers Burgenbuch von 1673 ist dieser Bau mit einem Kasemattengeschoß deutlich zu erkennen.

Diese stattliche Erweiterung fällt in die Zeit Wilhelm von Neudegg (1475—1547), der um 1530 mit diesem Neu- und Umbau begann und dessen Söhne Otto und Servatius ihn um 1553 beendeten. Denn zu dieser Zeit gewährt Kaiser Ferdinand I. 2000 Gulden Zuschlag zum Pfandschilling. Somit fällt der Bau in die erste Bauperiode der Schloß- und Festungsarchitektur des 16. Jahrhunderts, die von Wien und Graz ausgehend, in ganz Niederösterreich und Steiermark die mittelalterlichen Burgen zu verändern beginnt.

Im 17. Jahrhundert geht Burg und Herrschaft 1628 an die Unterhofer, 1663 an die Familie der Grafen Lamberg über. Von diesen übernimmt 1754 Burg und Herrschaft Graf Bartenstein. Dieser läßt sogleich durch einen Zwettler Baumeister die alte Burg und den Renaissancetrakt barock erneuern. Aus dieser Zeit stammen die Gewölbe in den Obergeschossen des Anbaues an den Wehrturm, sein Ausbau in bewohnbare Räume und der Umbau der Schloßkapelle.

Das Ergebnis dieser bautechnischen Untersuchung unter Zugrundelegung übernommener historischer Daten läßt die Burg Rastenberg als Typus einer frühgotischen Höhenburg erkennen. Bei dieser Type sind die vier Hauptbauten einer Burg, Palas, Wehrturm, Kapelle und Schlotküche, klar erkennbare unterschiedliche Gebäude. Ihre Zusammenstellung wird jedoch immer dem vorhandenen Gelände und dessen Ausnutzung für Wehrzwecke angeglichen. Daher bestehen innerhalb der Type die verschiedenartigsten Gruppierungen. Ferner wird versucht, sofern es das Gelände nur zuläßt, eine möglichst regelmäßige Umfassungsform zu erhalten. Bei Rastenberg ist dieses wesentliche stilistische Kennzeichen trotz der knappen Felsfläche, auf der die Burg errichtet wurde, erreicht. Im Westen bildet der Palas die große Schmalfront. Von seiner Südwestecke bis zum Ansatz der Ostspitze des Wehrturmes ist ein gerader Mauerzug von 43.80 m angelegt. Nur die Nordseite erhält durch den Felsvorsprung, auf welchem die Kapelle steht, eine unregelmäßige Front, die jedoch weder im Torgang, noch im fast quadratischen Innenhof zu bemerken ist. Der Palas ist ein mehrstöckiger, in Doppelräume unterteilter Bau. Seine Entwicklung aus dem „Festen Haus“ ist unverkennbar. Die Wohnräume sind größer und wohnlicher gebildet. Der Wehrturm ist nicht mehr auch Wohnturm, sondern diente ausschließlich Verteidigungszwecken. Dies beweist seine Fünfeckform, die Lage neben dem Haupttor und am ehemaligen Halsgraben. Erst in der Barockzeit wurde er, unbequem genug, für

Wohnzwecke eingerichtet. Die Kapelle war, ja sie ist noch zweigeschossig. Eine Type, die im Burgenbau überaus häufig vorkommt. Grobgesprochen, könnte man daher eine Ableitung von den Palastkapellen finden. Sie bleibt es in der ganzen gotischen Burgenbauzeit. Leider ist in Rastenberg die Type der Rauch- und Schlotküche, welche nicht nur für Kochzwecke, sondern auch als Schmiede diente, nicht erhalten. Ihr Lagewechsel ist wohl anzunehmen.

Da Rastenberg nie zerstört war und seine Hauptbauten keine wesentlichen Umgestaltungen erleiden mußten, haben wir, auch auf urkundliche Belege gestützt, den Typus einer Höhenburg um 1200 bestens erhalten. Es muß darauf hingewiesen werden, daß mit dieser Datierung ein sehr frühes Beispiel des gotischen Burgenbaues vorhanden ist. Es ist die Zeit, in der der Burgenbau, gleich dem Gründungsstil gotischer Städte, seine grundsätzliche Abkehr von den älteren Formen der Ringburgen und der Wachtberg- und Turmburgen nimmt. An deren Stelle treten nun mittelgroße Anlagen, deren feste Ummauerung klare, regelmäßige Grundformen anstrebt. Erreicht eine solche Form die Höhenburg nur sehr selten, so wird diese in der Ebenenburg, dem Wasserschloß, eine Selbstverständlichkeit. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erreicht der gotische Burgenbau seine erste Blüte.

Im nordwestlichen Waldviertel, dem Grenzraum gegen Böhmen, sind unmittelbar nach der Rodungsarbeit die Sicherungsmaßnahmen vorzunehmen gewesen und dies konnte nur durch ein planmäßig angelegtes Wehrsystem erreicht werden. Dabei bilden Herrschaft und Burg gemeinsam mit der Besiedlung eine staatspolitische, wirtschaftliche und strategisch gelenkte Einheit. Mit diesen zeitmäßig klar umgrenzbaren Erscheinungen ist auch der kulturelle Stilwandel um 1200 nicht zu übersehen. Die letzte Babenbergerzeit hatte die modernsten Einflüsse und kulturellen Strömungen zur Anwendung bringen können. Das kann man an diesem Einzelobjekt des Burgenbaues ebenso erkennen wie an einer Zusammenstellung verschiedenartiger Bauwerke zu Beginn und an der Wende des 13. Jahrhunderts.

Die Raabser Frühmessestiftung

Von Dr. Walter PONGRATZ

In den alten Akten des Wiener Hofkammerarchivs befindet sich ein umfangreicher Faszikel, welcher unter der Signatur R 1 verschiedene Nachrichten und Grundbuchsauszüge über Raabs vom 15. bis zum 18. Jahrhundert enthält. Unter anderem wird dort auch eine Abschrift des Stiftungsbriefes aus dem Jahre 1493 aufbewahrt, mit wel-

chem die Bürgerschaft der damaligen Marktgemeinde einen Frühmesser beim heil. Kreuz-Altar der Pfarrgemeinde stiftet und diesen Priester mit den Zinsertragnissen von Bauerngütern und verschiedenen Grundstücken reichlich ausstattet. Das Original dieses Stiftungsbriefes ist wahrscheinlich bei einem der vielen Brände, welche Raabs im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht haben, zugrundegegangen. Umsomehr ist die Abschrift dieses Stiftungsbriefes, die der päpstliche Notar Hans Oberndorfer 1556 bestätigt hat, ein wertvolles Zeugnis über die Rechtsverhältnisse in jenen Zeiten, über Abgaben und Zinstermine, über Orts-, Flur- und Familiennamen aus dem Ausgang des Mittelalters im Bezirk Raabs.

Im Jahre 1493 beschloss Richter, Rat und die ganze Pfarrgemeinde zu Raabs, vielleicht aus Dank für die glücklich überstandenen Ungarnkriege gegen Matthias Corvinus, zu Handen des damaligen Pfarrers Caspar Khrabatt die Einkünfte für einen Kaplan zu stiften, der damit die Verpflichtung auf sich nahm, täglich, mit Ausnahme eines Tages in jeder Woche, die Frühmesse auf dem hl. Kreuz-Altar in der Pfarrkirche zu lesen. Er soll, wie der Stiftungsbrief eingangs anführt, in einem eigenen Priesterhaus wohnen, sonst aber in allem dem jeweiligen Pfarrer gehorsam sein. So müsse er zu den Feiertagen „in seinem Chorrock zu Chor stehen“, bei den Prozessionen mitgehen und könne, falls er seinen Pflichten nicht nachkomme, vom Pfarrer bestraft werden.

Caspar Khrabatt, der damalige Pfarrer von Raabs, war vorher Sekretär und Hofkaplan Kaiser Friedrichs III. und wurde um 1400 von diesem mit der Pfarre belehnt (Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt, Bd. IX, S. 225 ff). Er wird noch 1495 als Pfarrer genannt und scheint bald danach gestorben zu sein. Wie die Urbare der Pfarre und ihrer Benefiziaten (Kapläne) aus dem Jahre 1561 im Hofkammerarchiv beweisen, war Raabs eine sehr reich ausgestattete Pfarre, welche vom Landesfürsten als Patronatsherrn direkt, unter Zustimmung des Bischofs von Passau, zumeist an verdiente Hofgeistliche vergeben wurde. Die unmittelbaren Schutzherrn (Kirchenvögte) über Pfarre und Markt aber waren die Inhaber von Burg und Herrschaft Raabs, in damaliger Zeit die Herren von Puchheim.

Im einzelnen nun wird dieser „Frühmesser“ mit folgenden Einkünften ausgestattet:

1 Hof zu Weinern; Inhaber Caspar Schöls; zinst zu Georgi und Michaeli je 4 Pfund und im Fasching 4 Faschingshennen. 1 Hofstätte zu Weinern; Andre Gündl; 99 Pf. zu Georgi. 1 Hofstätte zu Weinern; Simon Schuester; 20 Pfennig zu Georgi. Diese drei Güter waren freies Eigentum der Marktgemeinde.

1 Hofstätte zu Rabesreith; Bartholomäus Schmidt; zu Michaeli 70 Pfennig und im Fasching ein Drittel von 2 Hühnern. 1 Hof-

stätte zu Rabesreith; Paul; 4 Schilling und 20 Pfennig „schwarze Münz“ und eine Faschingshenne.

Burgrechtsäcker (eine besonders günstige Leiheform!) zu N o n d o r f bei Rabesreith (von Äckern): Barthlmä zu Nondorf; zu Georgi 10 Pf. Michel Podtswürfl; 6 Pf. und der Zehent. Peter Bottswürfl; 6 Pf. und der Zehent. Diese Äcker lagen bei der Landstraße gegen Drosendorf. Durch sie ging der Weg nach Zabernreith.

Burgrechtsäcker zu Z a b e r n r e i t h (freies Eigentum der Markt-gemeinde): Der „Hungergraben“ (= Ungarngraben!); Bernhard Habiger; Georgi 22 Pf. und Zehent; Paul Sieghart; 14 Pf. und Zehent.

Zu M o d s i e d l: 1 Hofstätte; Steffan Prager; 28 Pf. zu Georgi. (Freies Eigen!) 1 Wiese; Georg Paur am Ort; 21 Pf. zu Georgi. 1 Hof; Georg Paur; $\frac{1}{3}$ Zehent. 1 Lehen neben dem Hof; Georg Weber; Zehent; dient sonst dem Herrn v. Puchheim in das Oberndorfer Amt.

1 Hof zu L i e b n i t z (K.G. Speisendorf); Thomas Schuster; ganzer Zehent (groß und klein). Dieser Hof stammt aus dem freien Eigen der Herren von Primmersdorf (K.G. Zabernreith).

Zu G r o ß a u Zehent auf etlichen „Erben“ (vererbare Bauernhöfe). $1\frac{1}{2}$ Lehen; Mert Haubner; großer und kleiner Zehent außer auf einen Acker, der gegen Herzogenburg zinst. 1 Lehen (neben Haubner); Bartl Gaisfuß, $\frac{1}{3}$ Zehent. 2 Hofstätten; Karlfritz Gaisfuß; gr. u. kl. Zehent. 1 Hofstätte; Christian bei dem Prunn; $\frac{1}{3}$ Zehent. Der Zehent dient der St. Ursula-Stiftung zu Raabs zu Georgi 6 Pf.

Ferner Zehente zu M o d s i e d l und „auf dem R a f f o l z“ (abgekommener Ort östlich von Drösiedl), von welchem man dem Puchheimer 35 Pf. dient. Ein Zins von 4 Pfund auf $\frac{1}{2}$ Überland (das sind frei verkäufliche Gründe, im Gegensatz zu den Hausgründen, die nur mit dem Bauernhaus selbst verkauft werden konnten), genannt „P y t i t z“ zu R a n z e r s (= Rantzles?) unter dem T e u f f e n b a c h (= Tiefenbach), davon dient man dem Stift Geras zu Georgi 45 Pf. Eine Wiese zu M o s t b a c h, dient dem Gruber (auf Weinern) zu Georgi 7 Pf. 1 Wiese an der Thaya „ob des Hofes“, genannt „der Krautgarten“, ebenso.

1 Überwiese von Steffan Müller zu D r o s e n d o r f; dient dem Richter im Markt zu St. Koloman 14 Pf.

In der Umgebung von R a a b s: $\frac{1}{2}$ Wiese „ob des Scheichen fuerdt“ an der böhmischen Thaya. Vielleicht handelt es sich hier um die Furt bei einem Besitz von Paul Scheich, der um 1490 Bürger von Raabs war. (Akte des Hofkammerarchivs.)

1 Wiese „unter dem Pfaffenholz“ dient gegen Puchheim 6 Pf. 1 Wiese und 1 Krautgarten „bei dem Vorholz“; 1 Pf. dem Puchheimer; 1 Wiese „unter dem Hacklstein“ an der böhm. Thaya; dient auf das Schloß zu Raabs in die St. Clement-Kapelle zu Georgi 2 Pf. „Leinsamenöl“.

Verschiedene Wiesen und Gründe bei dem „hangenden Stein“,

heim „Blindensteig“ (gehört dem Herrn Hauser auf Karlstein), der „Hagerin bei der Furt“ („hat gefreit = frei von Angaben gemacht, Herr Lorenz Grossauer zu Großau“) und andere.

1 Wiese zu Großau; Peter Lederer zu Raabs; Georgi 7 Pf. $\frac{1}{2}$ Lehen zu Oberndorf bei Raabs außerhalb des Pfarrhofs „bei der weißen Marter“; dient zu Georgi und Michaeli je 22 Pf. in das Amt Oberndorf. 1 Erb, genannt Widersperg (wo?) mit allem Zubehör, welches dem Herrn v. Puchheim zu Georgi 10 Pf. in das Amt Oberndorf dient. 1 Wiese auf dem „Marktwürl“ (würl = kleine Wasserwehr) dient zu Michaeli 14 Pf. 1 Wiese unterhalb der Rennwiese, „Scheiben“ genannt, und ein Gehölz zu Pirchach dienen 14 Pf.

Dazu kommen noch Wiesen, Leiten, Holz, der „Graben zu Pürchach“ (= Birkenholzung), Acker, Fischraidt (= Fischwasser) genannt die „Widnerin“, alle zusammen dienen 22 Pfennig.

1 Wiese zu Ober-Grünbach; dient in den Karner auf den St. Katharinen-Altar zu Georgi 1 Pf. 1 Garten bei Oberndorf zu (Ober-) Pfaffendorf „zunächst der Furt“; 1 Krautgarten bei der Wimmerin“ (von Widem = Kirchengut), dient der Gotteslechnam (= Fronlechnam) — und der Frauenzeche zu Raabs (= religiöse Vereinigungen, die am Fronlechnamstag und an den vielen Marienfeiertagen in der Prozession mitgingen) zu Georgi 7 Pf. 1 Krautgarten in der „Khagwies“ dient in die „Khagmühl“ (von Kag = Gehege) zu Georgi 7 Pf. 1 Krautgarten vor dem Oberndorf, dient dem Puchheim zu Georgi 3 Pfennig.

Auf allen diesen Gütern war der Frühmesseleser der Nutznießer und Verwalter dieser Stiftung. Er reichte dem Pfarrer einen jährlichen Anerkennungsbeitrag für Meßwein usw. von 10 Schilling und war überdies verpflichtet, dem Mesner für das Ministrieren und morgentliche Läuten jährlich zu Michaeli 1 Pfund Pfennig zu geben.

Dieser große Stiftungsbrief vom 1. Dezember 1493 erhielt die rechtliche Gültigkeit durch die Zustimmung des Herrschaftsinhabers zu Raabs, Herrn Veit von Puchheim, Erbtruchseß von Österreich und des damaligen Pfarrers von Raabs, Caspar Krabat.

Als Zeugen dieses Rechtsaktes erscheinen mit ihren Unterschriften und Siegeln: Georg von Puchheim, Heidenreich der Kattauer von Gr.-Siegharts, August Gruber von Weinern, Thomas Primmersdorfer zu Primmersdorf, Paul Florstatt zu Süßenbach und Lorenz Grossauer zu Grossau.

Mit einem dankbaren „Laus Deo!“ beschließt der Amtsschreiber diese bedeutsame Urkunde, die von der tiefen Gläubigkeit und dem Opfersinn unserer Vorfahren zeugt.

Im Jahre 1561 wurde durch die kaiserlichen Kommissare Dr. jur. Wolfgang Schranntz und Hans Konrad Thalheimer ein Grund- und Urbarch „des Beneficats bey der Frühmesse zu Raabs“ aufgestellt. Diese schön kalligraphierte Handschrift liegt heute noch im

Wiener Hofkammerarchiv und gibt eine gute Übersicht über all die Einkünfte, welche der Raabser Fröhmesser damals bezog.

Es beginnt mit dem Getraidezehent. Hier wird zuerst der Hof zu Liebnitz angeführt, den Bartholomäus Neupaur innehat und der dem Fröhmesser den ganzen großen und kleinen Zehent dient; lerner ganzen Zehent von 2 Äckern „hinter des Zangkhlmüllner Stadl“ und halben Zehent noch von einem anderen Acker. Die durchschnittliche jährliche Ablieferung beträgt 4 Metzen Weizen, 7 Metzen Korn und 11 Metzen Hafer „Raabser Maß“; der kleine Zehent (von Gemüsegräten) wird mit 18 Pfennig abgelöst.

Zu Grossau dienen: 1 Lehen, Wolfgang Znaimer, ganzer Zehent zu „Feld und Dorf“. 1 Hofstätte, Valtin Pfeiffer, ganzer Zehent zu „Feld und Dorf“. 1 Lehen, Besitzer nicht angegeben, $\frac{1}{3}$ Zehent; die anderen 2 Drittel teilen sich das Stift Herzogenburg und der Pfarrer von Raabs. 1 Hofstätte, Colmann Poltl, $\frac{1}{3}$ Zehent, das übrige wie oben. An Zehent werden abgeliefert: 5 Metzen Weizen, 5 Metzen Korn und 11 Metzen Hafer jährlich. Für den kleinen Zehent dient man 2 Schilling.

Zu Raffolz (abgekommene Siedlung bei Drösiedl): Von allen Überlandgründen dient man den $\frac{2}{3}$ Zehent, das sind jährlich 2 Metzen Weizen, 7 Metzen Korn und 10 Metzen Hafer.

Zu Zabernreith: Von allen Überlandgründen im „Hungarischen Graben“ dient man den ganzen Zehent, das sind: 3 Metzen Weizen, 5 Metzen Korn und 5 Metzen Hafer.

Zu Modsie dl: Von einem Lehen ganzen großen und kleinen Zehent, von einem Hof $\frac{1}{3}$ Zehent, der übrige gehört dem Pfarrer. Jährliches Erträgnis: 14 Metzen Weizen, 8 Metzen Korn und 10 Metzen Hafer. Der kleine Zehent: 2 Schilling.

Überlandgründe, wie Acker, Wiesen, Gärten in Raabs und Umgebung, die mit Bewilligung des Bischofs verpachtet waren: 1 Tagwerk Wiese, unterhalb des Marktes Raabs, innerhalb der Thaya gelegen, gegenüber der „Winderlin“ . . . 10 Schilling. Wiese an der böhmischen Thaya, oberhalb der Zungkmühle, die „Hagnerin“ genannt . . . 4 Sch. Die „Scheibwies“ an der Thaya, unterhalb der Rennwiese . . . 10 Sch. Die Wiese „„Weinerin“ bei Pfaffenschlag, samt dem Bach der durchrinnt und einem Acker hinter dem „Hackelstein“ an der böhm. Thaya . . . 12 Sch. 2 Tagwerk Wiesen unterhalb der „Khagwuer“ neben der Thaya . . . 10 Sch. 1 Tagwerk Wiese, oberhalb der „Scheihenfurt“ . . . 10 Sch. 2 Tagwerk von der „Sauwies“ oberhalb des „hangenden Stein“ an der deutschen Thaya . . . 12 Sch. 1 Tagwerk Wiese zu Mostbach zwischen der Wagnerin und Mostbach . . . 1 Pfund Pfennig. 1 Tagwerk Wiese im „Pirchengraben“ . . . 3 Sch. 10 Pf. 1 Krautgarten an der Thaya bei Pfaffendorf . . . 1 Sch. 2 Pf. 1 „Zipfgarten“ vor dem Vorholz unterhalb des Marktes . . . 2 Sch. 1 Garten bei der „Widnerin“, $1\frac{1}{2}$ Tagwerk Wiese . . . 2 Sch. 20 Pf. 1 Tagwerk Wiese, stößt an die Widnerin . . . 6 Sch. 2 Quanten Äcker und Gräben, gelegen zu Pittitz, davon

cient der Frühmesse in das Kloster Geras, ist verpachtet an die Untertanen zum „Ranitzer“ (?) (= Rantzles?) um 4 Pfund Pf. 1 Garten an der Khagwies . . . 24 Pf. 1 Krautgarten neben der Khagwies, mag er gebrauchen. ½ Feldlehen (= ödes Lehen, nur Äcker) zunächst dem Oberhof, verpachtet um 1 Pfund 5 Sch.

Das Leitenholz bei Pfaffenschlag und 1 Wiese, die „Weinerin“, ist des Benefiziaten Wiese und an niemanden verpachtet.

Behauste Güter: Zu Rabesreith dienen die behausten Güter der Herrschaft Drosendorf mit Steuer und Robott; sie geben den Grunddienst dem Benefiziaten: 1 Hofstatt, Clemens Schmidt . . . Michaeli 4 Sch. 1 Ode Hofstatt, Clemens Schmidt, dient zu Michaeli 2 Sch. 10 Pf.

Vom Schölsenhof zu Weinern, der damals „öd liegt“, geben die Bürger zu Raabs zu Georgi 4 Sch., zu Michaeli 4 Sch. und 4 Hennen.

Zu Modsie dl gehört das behauste Gut mit Steuer, Robott, und Grunddienst dem Benefiziaten. 1 Hofstatt, Erasmus Pühlmair, dient jährlich zu Georgi 28 Pf.

Überlandgründe, die jährlich zu Michaeli dienen: 1 Tagwerk Wiese am „Blindensteig“, verpachtet an Thomas Österreicher zu Raabs um 4 Sch. 1 Tagwerk Wiese zu Ober-Grünbach im „Höllwertzgrabl“, verp. an Symon Volckh um 4 Sch. Von einem Krautgarten gibt Wolfgang Heythour zu Raabs bei dem Spital 28 Pf.

Zu Grossau dienen zu Georgi Colmann Waitz von 4 Quanten Acker auf dem „Eysengrüeben“ gelegen 7 Pf. und Valtin Schopf von 2 Tagwerk Wiese bei dem Dorf 7 Pf.

Zu Zabernreith dienen von Überlandgründen zu Georgi: 1 Überland unterhalb des Steiges und eines oberhalb des Steiges im „Hungarischen Graben“ 17 Pf. Jakob Schogkh. Von 6 Tagwerk Äcker im „Ungarischen Graben“ dient Georg Schmidt 5 Pf.

1 Acker im „Rables Graben“, Matthias Hunger . . . 8 Pf. 1 Acker auf dem Pühl, Matthias Hunger . . . 4 Pf. 1 Burgrecht auf dem Hungergraben, Matthias Hunger . . . 1 Sch. 7 Pf. 1 Holz, das „Hasenkreyt“ neben dem Ungergraben, Leonhard Summer . . . 2 Pf. 3 Quanten Acker im Ungar. Graben, Wolfgang Sichart . . . 5 Pf. 1 Acker unterhalb des Ung. Grabens, Colman Schlesinger . . . 4 Pf. 1 Acker im Hasenkreith, Colman Schlesinger . . . 2 Pf. 1 Überland im Hasenkreith, Phillipp Peham . . . 2 Pf. 1 Überland im Ung. Graben oberhalb des Steges, Michael Dungkler . . . 3 Pf.

Überland zu Weinern, zinst zu Georgi: 1 öde Hofstatt, unterhalb des Dorfes, Thomas Söll . . . 29 Pf.

Überland zu Modsie dl, zinst zu Georgi: 1 Tagwerk Wiese unterhalb des Dorfes, Georg Hofpaur . . . 21 Pf.

Überland zu Nonndorf, zinst zu Georgi: 1 Burgrechtacker, der „Lohacker“, Christian Teuffl, samt seiner Mitverwandten . . . 10 Pf.

Damit endet die Aufzählung, die von den beiden Kommissaren unterschrieben wurden. Datum: 30. November 1561.

Ein Nachtrag der Kommissare besagt, daß die Grundsteuer nicht dem Fröhmesser, sondern dem Kaiser gebühre und in das kaiserliche Hubhaus zu entrichten sei.

Zum Verständnis des damaligen Münzsystems sei folgendes vermerkt: Die Währungseinheit, für die es aber keine eigene Münze gab, war das Pfund Silber. Dieses umfaßte 240 Pfennig. Um 1 Pfennig bekam man 5—10 Eier. Ein Bauernhof mit 30 Joch wurde damals im oberen Waldviertel mit 60 bis 80 Pfund Pfennig bewertet.

Von den Benefiziaten sind nur ganz wenige dem Namen nach urkundlich nachzuweisen. Im Jahre 1535 wird das Einkommen des damaligen Fröhmesser Urban Unterleutner mit 4 Pfund 8 Pfennig und $\frac{2}{3}$ Heller angegeben. (Geschichtliche Beilagen, Bd. IX, S. 227.)

Die Visitation des Jahres 1544 gibt an: Der Benefiziat Urban Leytner (!) hat folgende Einkünfte: an Überland:

2 Pfund 7 Sch. 3 Pf., an Getreidezehent 1 Mut und 15 Metzen. Er muß davon zur Beleuchtung der Kirche 2 Pfund geben.

An verpachteten Acker: 1 Pfund Pf.

An verpachteten Wiesen: 3 Pfund Pf.

Ein Haus in Raabs, darin er wohnt.

(Hofkammerarchiv, Akte R 1)

Der Raabser Fröhmesser Martin Handl kaufte im Jahre 1521 den zu diesem Benefizium dienstbaren Schölsenhof zu Weinern und trat ihn 1551, als er Pfarrer zu Loosdorf im Weinviertel geworden war, an die Marktgemeinde Raabs zur Stiftung eines wöchentlichen Fronleichnamssamtes ab. Der Zehent verblieb aber weiterhin zur Nutznießung des Fröhmesselesers.

Als die Herren von Puchheim lutherisch geworden waren, ließen sie das Benefizium lange Zeit unbesetzt und eigneten sich die Hälfte der Einkünfte an. Sie gaben sie nie mehr zurück. Noch im Jahre 1586 beschwerte sich der damalige Pfarrer von Raabs, Strohmayer, ohne Erfolg bei den landesfürstlichen Untersuchungskommissaren. (Raabser Akte im Hofkammerarchiv.)

Das „Frühmeßhäuschen“ des Benefiziaten befand sich nicht weit von der Kirche entfernt und trug die Hausnummer 13. Von diesem Haus wurden um 1580 3 Äcker dem Peter Süß um 35 Gulden verkauft. (Geschichtliche Beilagen, Bd. I, S. 273 und Bd. IX, S. 594.) Das Haus selbst wurde im Jahre 1810 um 500 fl. Bankozettel verkauft, wovon der Pfarrer von Raabs noch um 1900 5 fl. Zinsen bezog.

Die Stiftung besteht ihrem Wesen nach immer noch in der Pfarrmesse, die täglich um 7 Uhr früh gelesen wird.

Ober-Meisling im Kremstal — ein neuer n.ö. Markt

Von Franz FUX, Glöhleramt

Zu seiner Geschichte:

Unter den 5 Ortsgemeinden, die vor kurzem von der n.ö. Landesregierung, über Beschluß des Landtages, zu Marktgemeinden erhoben wurden, befindet sich auch Ober-Meisling im Kremstale. Die symbolische Vorrangstellung eines Gemeinwesens, wie sie die Markterhebung darstellt, wird mit der erlangten Bedeutung eines Ortes begründet. Die Bedeutung unseres neuen Marktes liegt heute zweifellos im Fremdenverkehr, wozu seine Lage im landschaftlich reizvollen Kremstale ausschlaggebend ist. Dieses, tief ins Gneishochland eingeschnittene, unterschiedlich breite, von Wäldern umsäumte Tal, mit seinen steilen Felswänden und eigenartigen Steingebilden, schwer verwitterbare Orthogneise, lockt jährlich zahlreiche Besucher an, die hier Ruhe und Erholung suchen und finden. Die 1855 erbaute Kremstalstraße erschließt den reizenden Talboden, durch den sich der Kremfluß schlängelt, auch dem modernen Verkehr. Bergkirchen und Burgruinen, Zeugen einstiger Wehrhaftigkeit und Wehrbereitschaft, sowie enge Häuserzeilen der Orte sind heute zu Merkmalen des Tales geworden. Die Straße, von Krems kommend, Tal und Fluß aufwärts folgend, verläßt am Mittellauf des Flusses, der knapp vorher auch seinen Lauf mehr südlich lenkt, kurz vor der jähnen Verengung und Zwieselung das Tal, um in mächtigen Serpentinaufstiegen auf das Hochland zu gelangen und über dasselbe führend, der Kuenringerstadt Zwettl zuzueilen. Hier am Mittellauf des Kremflusses, der knapp oberhalb in den breiten Talboden tritt, liegt nun unser „neuer Markt“, der längst bevor es einen Fremdenverkehr in unserem heutigen Sinne gab, bereits, und zeitweise sogar überragende Bedeutung erlangte, bzw. hatte, und zwar in besiedlungsgeschichtlicher Hinsicht, ganz besonders aber in kirchlicher, als Sitz einer Urfarre; Mutterpfarre weiterer Umgebung.

Selbst die Bezeichnung „neu“ als Markt ist nicht völlig richtig. Liegt auch kein Zeugnis einer formellen Markterhebung, bzw. Marktbestätigung vor, so treffen wir diese Bezeichnung für unseren Ort doch bereits in alten Schriftstücken vergangener Jahrhunderte. Das Banntaidingbuch von Senftenberg von 1524—54 bezeichnet den halben Markt Meisling als zu Herrschaft Senftenberg gehörig. Das 1604 neuredigierte Banntaidingbuch, richtiger Landgerichtstaidingbuch, von Gföhl legt die Abhaltung des Banntaidings für den Montag nach George im Markte Gföhl und am darauffolgenden Erichtag (Dienstag) im Markte Ober-Meisling fest. Ob die Bezeichnung „Markt“ zu Recht bestand, ist nicht zu entscheiden, an eine größere

Markttätigkeit ist jedenfalls nicht zu denken. Als Handelsplatz fehlt dem Ort die Voraussetzung. Der Ort hat keinen Marktplatz. Vielmehr ist eher anzunehmen, daß man die besondere Bedeutung Meislings eigens herausstellen wollte.

Urkundlich begegnet uns Meisling erstmalig im Jahre 1111 als Pfarre, und zwar als babenbergische Eigenpfarre in einer (angeblich gefälschten, inhaltlich aber einwandfrei) Kircheinweihungsurkunde. Die Urkunde berichtet uns über eine am 5. Oktober 1111 vom Passauer Bischof Ulrich vorgenommenen Einweihung der wiedererrichteten Kirche in Meisling auf dem Gute des Marktgrafen und der Regelung der Pfarrgrenzen und Einkünfte der Pfarre. Zum Ausstattungsgut der Pfarre gehört bzw. wurden gegeben u.a. die ehemalige, dem Passauer Bistumspatron Stephan geweihte Pfarrkirche in Krems auf dem Berge (die heutige Piaristenkirche), ein Gut in Meisling, das Dorf Reittern (bei Gföhl) und ein windisches (slawisches) Dorf. Auch als Zeugen des Rechtsaktes begegnen uns zahlreiche Slawen. 24 Jahre später, 1135, finden wir die Pfarre Meisling unter jenen 13 babenbergischen Eigenpfarren, deren Zehent der Markgraf widerrechtlich besaß und auf wiederholtes Betreiben des Bischofs Reginmar von Passau dem Bistum Passau zurückgestellt. Meisling wurde deshalb im heimatkundlichem Schrifttum häufig als babenbergische Gründung angesehen, folglich ursprünglicher babenbergischer Besitz angenommen. Die Marktgrafen wären demnach als Rodungsherren und Kolonisatoren eines mit dem Gebiet der Pfarre identischen Hoheitsgebietes anzusehen. Daß die Babenberger nirgends im Waldviertel als ursprüngliche Grundherren auftraten, sondern abgegangenen Geschlechtern nachfolgten, hat Dr. Karl Lechner in seiner grundlegenden Arbeit über das Waldviertel glaubhaft nachzuweisen versucht. Gerade bei Meisling ist an eine ursprüngliche babenbergische Besitzära kaum zu denken. Sprechen auch keine schriftlichen Quellen direkt für die Annahme der Besitznachfolge nach anderen Geschlechtern, so lassen sich doch bei Zuhilfenahme von Quellen, die Nachbargebiete betreffen, bzw. die uns über im ehemaligen Pfarrgebiete liegende Örtlichkeiten unterrichten, sowie bei Betrachtung von Ortsnamen, Vorbesitzer fast sicher erschließen. Demnach können die Marktgrafen nicht als die Gründer der Pfarre angesehen werden. Vielleicht müssen wir uns überhaupt von der sehr häufigen Annahme, Pfarren ausschließlich als grundherrliche Gründungen anzusehen, befreien. Die verhältnismäßig dichte slawische Bevölkerung, die sich auf Grund überlieferter Orts-, Fluß- und Höhennamen in und um Meisling nachweisen läßt und uns noch in der erwähnten Urkunde von 1111 in friedlichem Nebeneinander mit den deutschen Kolonisatoren begegnet, könnte nach ihrer Christianisierung bereits vor der deutschen Besiedlung ein Gotteshaus besessen haben. Die bayrischen Bistümer waren schon vor der deutschen Landnahme

bestrebt, die im Osten wohnenden Slawen zu missionieren und ihr Diözesangebiet dahin auszudehnen. Gerade Passau eiferte in der Bekehrung der Slawen, wie uns der heftige Zusammenstoß der passausischen Missionare mit dem Slawenapostel Methodius, unter dem Passauer Bischof Ermenrich, lehrt. Oft erst der Missionierung nachfolgend, nach militärischen Erfolgen, ist die territoriale Besitzergreifung durch die deutsche Königsmacht zu denken, die sich durch Zuweisung von mit Hoheitsrechten ausgestatteten Landbesitzes an hohe geistliche und weltliche Adelige äußerte, die wieder ihre Gefolgsleute und Getreuen mit Land beteiligten und so die deutsche Besiedlung einleiteten. Geschah auch die Missionierung im Gefolge des Schwertarmes der fränkischen, später deutschen Königsmacht. Sie eilte sie ihm, in seinem Schatten stehend, doch auch, von gläubens-eifrigen Predigern getragen, voraus, um das Evangelium den noch heidnischen Völkern zu verkünden. — Gehen wir von dieser mehr allgemein gehaltenen Betrachtung ab. Halten wir an der Auffassung, daß die uns schriftlich als früheste Grundherren um Meisling begegnenden Babenberger Markgrafen Besitznachfolger nach anderen mit Hoheitsrechten ausgestatteten Grundherren waren, fest, so sind wir gezwungen, uns nach in Betracht kommende Besitzvorgänger umzusehen. Es begegnen uns in Quellen, bzw. lassen sich auf Grund von Ortsnamen auf dem ursprünglichen Gebiete der Pfarre Meisling Grafengeschlechter nachweisen (Lengenbach-Traisens-Sippe), die im Zusammenhang mit den in Niederösterreich reich begüterten Ebersbergern zu bringen und als deren Besitznachfolger anzusehen sind. Es wäre daher ursprünglicher Ebersbergischer Besitz um Meisling anzunehmen (Eppenberg). Es erhebt sich nun die Frage, wie dieses 1045 ausgestorbene bayrische Grafengeschlecht in den Besitz dieses Gebietes gekommen ist. Es wäre durchaus denkbar, daß die Ebersberger, wie auch anderweitig, durch Übernahme von Lehen vom Bistum Passau hier zu Besitzrecht gelangten. Die deutschen Könige, als Eigentümer des eroberten Landes gaben mit Vorliebe an Hochstifte und Stifte mit Hoheitsrechten, wie Burgbau, Wildbann, Hochgericht, ausgestattete Ländereien zu Eigen. Das Streben der Bistümer war nur dahingerichtet, kirchliche Stützpunkte zur religiösen Betreuung der Bewohner sowie der Neusiedler zu errichten, während sie die weltlichen Obliegenheiten, einschließlich des Nutzungsrechtes des Landes gegen Festsetzung einer gewissen Leistung an ihnen nahestehende oder sonstwie verpflichtete weltliche Herren weitergaben. Daraus entstanden den Bistümern häufig Entfremdungen, worunter man eine Außerachtlassung der Grundrechte des Lehensnehmers gegenüber den Lehensherren zu verstehen hat. Der Lehensnehmer betrachtete sich oft nach einiger Zeit als unumschränkter und alleiniger Herr des Lehenslandes.

Es wäre also ursprünglicher Passauer Besitz fast sicher anzunehmen. Nach Passau weist auch der Meislinger Kirchenpatron,

der heilige Stefan, den wir bereits als den Passauer Bistumspatron kennengelernt haben. Gerade Passau erfreute sich um die Jahrtausendwende der besonderen Gunst der deutschen Könige. Die Schenkung von 1014 zur Errichtung von Pfarren, sowie die Zehentschenkung von 1025 weisen darauf hin. Vielleicht schon unter Bischof Pilgrim wurde das bereits missionierte, von Slawen bewohnte Gebiet um Meisling dem Hochstift Passau zur Verwaltung übergeben. Jedenfalls aber ist 1025 an eine auch politische Regelung des Gebietes nördlich der Donau zu denken, das an das Hochstift übergeht. Passau errichtet nun hier im Kremstale die dem Bistumspatron geweihte Kirche an einem möglicherweise bestehenden Sammelpunkt des religiösen Lebens, der vielleicht bei der Wohnung eines Missionars bzw. dessen Grabstätte entstanden sein könnte. Den Grundbesitz mit dem darauf ruhenden Grafenrechten gibt Passau zu Lehen an die Ebersberger, die auch bereits anderwärts passauische Lehensnehmer waren. Durch Heirat und Erbschaft tritt eine Aufspaltung und teilweise auch Entfremdung des ursprünglichen Lehensbesitzers auf. Im Laufe der Zeit sucht der in Bayern begüterte, in Österreich anfangs besitzmäßig nicht auftretende Babenberger Markgraf durch Besitzerwerb in Österreich seine Stellung zu festigen und auszubauen. Durch Heirat und Erbschaft gelangt er schließlich zu reichem Besitz in Österreich. Auch in und um Meisling gelangten die Babenberger zu Besitzrechten. Das ganze, ursprünglich zur Pfarre Meisling gehörige Gebiet können sie trotz Anstrengung nicht in ihre Gewalt bekommen. Daß die Babenberger Anstrengungen unternahmen, das gesamte Gebiet um Meisling in ihre Hand zu bekommen, beweist uns der eigenartige Erbvertrag eines hochadeligen Grundbesitzers aus der Gegend um Purk — Kottes, namens Waldo, mit den vorgenannten Ebersbergern oder ihren Erben versippt oder verschwägert, der merwürdigerweise den Markgrafen zum Erben dieses seines Besitzes einsetzt und zur Aufrechterhaltung dieses Erbvertrages mehr oder weniger gewaltsam angehalten wurde, wobei Waldos Vasallen dem Markgrafen Schützenhilfe leisten, bzw. überhaupt Waldo zu diesem Erbvertrag zwingen. Auf der Burg zu Gars, der Residenz Leopold II. bestätigen die Vasallen Leopold und Waldos die Gültigkeit dieses Erbvertrages und zwingen Waldo zur Einhaltung desselben. Waldo sucht nun diesen Erbvertrag zu entwerten bzw. diesen zukünftigen babenbergischen Grunderwerb zu verhindern. dadurch, daß er diesen Grundbesitz dem passauischen Eigenkloster Göttweig schenkt. Daraus ersehen wir auch eine gewisse Beziehung des Grundbesitzers zu Passau. In der Folgezeit reißen die Babenberger den ganzen göttweigischen Besitz, der sich außer der Schenkung des Waldos auch aus Schenkungsgut des Bistums Passau bzw. des Bischofs Altmann zusammensetzt, gewaltsam an sich. Schließlich bleibt der Besitz doch bei Göttweig, somit letztlich der Einfluß Passaus erhalten. Es entsteht auf dem

göttweigischen Besitz ca. 1120 die Pfarre Kottes, als Abtrennung vom alten Meislinger Pfarrbezirk. Der übrige Meislinger Pfarrteil bleibt babenbergisches Besitztum; hier errichtet nun der Markgraf Leopold III. eine neue Kirche an Stelle einer alten, schon verfallenen, wie wir der Urkunde von 1111 entnehmen können, und regelt die Pfarrgrenzen. Daß die Pfarre Meisling noch Ausdehnungsabsichten gegenüber dem Kottesser Pfarrgebiet hegte, hinter denen letztlich der weltliche Patron der Pfarre eine Ausdehnung seiner Einflußsphäre suchte, erfahren wir aus der neuerlichen Festsetzung der Pfarrgrenzen von 1157. Diese Urkunde überliefert uns auch den Namen des Pfarrers, Gottfried. Es ist der erste uns namentlich bekannte Pfarrer von Meisling. Wir begegnen ihm wieder im Jahre 1159 als Zeuge bei der Pfarrerrichtung und Kirchenweihe in Friedersbach. Ebenso 1160 bei der Pfarrerrichtung von Nöchling. Neuerliche Ausdehnungsbestrebungen bleiben im wesentlichen ohne Erfolg, an den Grenzen der Pfarre ist nun im großen und ganzen nicht mehr zu rütteln. Die Babenberger Herzöge wenden nun ihre Aufmerksamkeit der Erschließung der nordöstlich von Meisling liegenden riesigen Waldbeständen zu, die sie durch ihre Ministerialien durchführen lassen. Babenbergische Ministerialien sitzen in einem festen Haus in Hohenstein, oberhalb Meislings. Die Hohensteiner stoßen am Westrand des Waldgebietes über das Hochland bis Rastenberg vor, wo sie mit den Kamp aufwärts vorrückenden Siedlern bei Rastenberg—Ottenstein zusammentreffen. Es läßt sich Stammesgleichheit der Hohensteiner—Lichtenauer—Rastenberger feststellen. Weiters dringen babenbergische Gefolgsleute durch ein nördliches Seitental des Kremstales direkt in das Waldland ein. Am Ausgang des Tales entsteht nun Gföhl, das nachmalige Zentrum des landesfürstlichen Besitzes. Zuerst das Dorf im Tal, das heutige Alt-Gföhl, schließlich auf der Hochfläche der Markt Gföhl, der nun zum wirtschaftlichen und administrativen Mittelpunkt des Gebietes wird. Zum Amte Gföhl diente der gesamte babenbergische Besitz zwischen Krems und Kamp. Dazugehörige Forstämter befanden sich in Krumau und Meisling. Genannte von Gföhl begegnen uns erstmalig 1180.

Die Pfarre Meisling wird 1212 dem babenbergischen Eigenkloster Lilienfeld incorporiert, das die Einkünfte der Pfarre zur Erhaltung eines Spitals in Krems verwendete. Schon 1158 kam die St. Stephanskirche in Krems, durch Verfügung des Herzogs Heinrich, von Meisling an das Schottenstift in Wien, die, als sie wieder zur Pfarre Krems zurückkam, das Marienpatrozinium annahm. Das Stephanspatrozinium ist von nun an bei der Kirche des erwähnten Spitales nachzuweisen. Der ehemalige Meislinger Pfarrbesitz in Reitern kam 1224 im Tauschwege an das Kloster Gleink in Oberösterreich. Ebenso trat Aufspaltung des Pfarrbesitzes in Meisling selbst ein. Mit der Schrumpfung des einstmaligen riesigen Pfarrbesitzes gleichlaufend ist die Verkleinerung des Pfarrgebietes durch Errich-

tung von Tochterpfarren als grundherrliche Neugründungen festzustellen. Wohl behält Meisling noch durch Jahrhunderte eine gewisse Vorrangstellung innerhalb seiner Tochterpfarren. — Als wohl ziemlich alte Tochterpfarre Meislings ist anscheinend Rastbach anzusehen, eine grundherrliche Gründung, dem Patronate nach zu schließen, am Westrand des Gföhlerwaldes. Bereits 1159, bei richtiger Lesung der Urkunde, läßt sich ein Pfarrer von Rastbach nachweisen.

Sicherlich alt, den romanischen Kern der Kirche nach zu schließen, ist Rastfeld, urkundlich wohl erst 1330 nachzuweisen. Abspaltungen des 13. Jahrhunderts sind Gr.-Reinprechts und Albrechtsberg, in das 14. Jahrhundert fallen Salingberg und Lichtenau. Nieder-Grünbach wird bereits im Mittelalter als Meislinger Lehenpfarre bezeichnet. 1303 wird sie noch ausdrücklich als zu Meisling gehörig erwähnt, ebenso 1564. Für Gföhl (1327) und Els (1330) bestellte der Pfarrer von Meisling noch bis ins 16. Jahrhundert den Pfarrer. Josefinische Abtrennungen von Meisling sind Loiwein und Weinzierl am Wald (1783). Aus dem alten Bereich der Tochterpfarre Kottes scheidet im 14. Jahrhundert Purk, das wieder einging und 1784 neu errichtet wurde und Ottenschlag aus. Kirchschatz wurde 1784 Pfarre. — 1390 wurde das Einkommen der Pfarre Meisling mit 28 Pfund-Pfennigen angesetzt, die Pfarre als Lehen des Abtes von Lilienfeld bezeichnet. Gföhl und Els sind Lehen des Pfarrers von Meisling. 1429 war die Pfarre mit 40 Pfund Pfennig angesetzt. Lehen von Lilienfeld; der Pfarrer verlieh Nieder-Grünbach, Els und Gföhl. 1558 am 8. April erfolgte die Taxierung der Pfarreinkünfte von Meisling an der Krems mit 9 Pfund, 6 ß 15 d 1 h. Um 1400 wurde die heutige zweischiffige Kirche gebaut. An der Kirche wurde auch 1502 und 1512 gebaut, und zwar wurde das nördliche Schiff eingewölbt.

Noch einmal kam der Pfarre Meisling größere Bedeutung zu. In der Zeit der Gegenreformation war sie, als eine dem landesfürstlichen Kloster Lilienfeld incorporierte Pfarre, Ausgangspunkt der Rekatholisierung der weiteren Umgebung. Als die Lehre vom „reinen Evangelium“ auch in den Tochterpfarren Meislings unter regester Förderung der Grundherren, weiteste Verbreitung gefunden hatte, wurde in Meisling, unter der Vogtei des Landesfürsten stehend, das Vordringen des Protestantismus doch etwas gehemmt. Trotzdem konnten auch in Meisling, unter dem Schutze des Wolfgang von Streun, evangelische Prädikanten den neuen Glauben einführen. Prädikanten lassen sich in Meisling in den Jahren 1570 und 1576 nachweisen. Bei der gewaltsamen Wiedereinführung des katholischen Glaubens durch den Landesfürsten, die unter der kraftvollen Hand des Bischofs Klesel in vollem Schwung kam, bediente sich der Landesfürst auch des unter seiner Vogtei stehenden Klosters Lilienfeld, dem der Klosterrat ernstlich auftrug, auch für Meis-

ling und seine Lehenpfarren katholische Geistliche zu bestellen, was bei dem damaligen Priestermangel nicht leicht war. — Von Bedeutung für Meisling und das ganze Kremstal, ja darüber hinaus für den ganzen ehemaligen Pfarrbereich der Ursparre wurde die Bestellung des Weltpriesters Johannes Carpentarius (Wagner) zum Pfarrer von Meisling, der dieselbe 1618 antrat und ihr durch 58 Jahre rühmlich vorstand. Zeitweise bezeichnete er sich als Pfarrer von Meisling und Gföhl. Sein Verdienst ist es, daß die Pfarren der Umgebung bis zur Landesreformationskommission 1652 erhalten blieben. Seiner Tatkraft ist es zu verdanken, daß die Bevölkerung dieses Gebietes, wieder zum katholischen Glauben zurückgeführt wurde. Zahlreiche Kämpfe führte Pfarrer Carpentarius, der auch den Dechanttitel führte, mit den Herrschaften um die Dotierung und Patronat der Pfarren der Umgebung und erlahmte nicht in der Verteidigung ihrer pfarrlichen Rechte. Ebenso war er bemüht, die Pfarrgeschäfte im Einvernehmen mit der Bevölkerung zu ordnen, wie uns die Stolaordnungen für Meisling (1631) und Gföhl (1621) beweisen. Unter seiner Amtsführung beginnt die Matrikenführung der Pfarre Meisling.

Die Landesreformations-Kommission 1652 ordnet die Pfarrverhältnisse neu. Gföhl, durch Neusiedlungen, in den Ämtern stark vergrößert, scheidet 1652 aus dem Lehenband von Meisling aus und wird dem Patronate, der seit 1608 frei eigenen Herrschaft Gföhl zu Jaidhof unterstellt. Meisling sinkt zur kleinen unbedeutenden Pfarre ab. Das Barockzeitalter geht an Meisling spurlos vorüber, während Gföhl seine große geräumige Barockkirche erhält. Immer mehr fällt nun Gföhl die Rolle des Vorranges auch in kirchlicher Hinsicht zu, der schließlich mit der Erhebung Gföhls zum Dekanat auch rechtlich seinen Ausdruck findet.

Wenn nun heuer, da Meisling auf einen 850jährigen, urkundlich gesicherten, Pfarrbestand zurückblicken kann, der Ort, der ja bereits seit urdenklicher Zeit vom Menschen bewohnt wird, in seiner nächsten Nähe befindet sich die „Gudenushöhle“ in, der die Überreste der ältesten bekannten Bewohner Niederösterreichs vermutet werden, zum Markt erhoben wurde, so ist diese Vorrangstellung, wie sie die Markterhebung darstellt, wohl auch als in Würdigung und Anerkennung seiner geschichtlichen Bedeutung als Siedlung und Pfarre gedacht.

Benützte Literatur:

- Dr. Karl Lechner: „Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels“ in Bd. 7, „Waldviertel“, Verlag Eduard Stephan, Wien. Geschichtl. Beilagen zum St. Diözesanblatt, Band IX, XI, XII.
Stephan Biedermann: „Gföhl“ 1927, „Alt-Pölla“ 1932.
P. Ludwig Koller: „Kulturkunde des Bez. Krems“ 1956.
Daniel Rops: „Die Kirche im Frühmittelalter“.

- Josef Wodka: „Das Bistum St. Pölten“. Verlag Bischl. Ordinariat St. Pölten 1950.
- P. Eduard Nowatny: „Chronik von Kottes“ 1873.
- H. Hengstberger: „Zur Gründungsgeschichte von Meisling“. In: Das Waldviertel, 1955, S. 16 ff.
- G. Winter: „N.Ö. Weistümer“.

Schulstreitigkeiten in früheren Zeiten

In den alten Schriften der Pfarrschule Heidenreichstein finden wir eine Reihe von bemerkenswerten Vorfällen berichtet, welche zwar die Schule zu Thaures (Ger.Bz. Litschau) betreffen, aber sicher nicht vereinzelt in jener Zeit dastehen. Sie werfen ein bezeichnendes Licht auf die pädagogischen und räumlichen Zustände, wie sie vor rund eineinhalb Jahrhunderten in vielen Volksschulen des Waldviertels herrschten.

So lesen wir aus dem Jahre 1821 folgende Begebenheit. Der Schullehrer zu Thaures, Martin Grünzweig, hat beim Pfarrer in Heidenreichstein als seinen Disziplinarvorgesetzten die Anzeige gemacht und um Einschreitung gebeten: „Seinen Angaben zufolge ist der Richter (Bürgermeister) zu Thaures, Sebastian Weisgram, am 30. September vormittag während des Unterrichtes in die Schule gekommen, habe ihn über die am 27. geschehene Bestrafung seiner Tochter mit kurzen Worten Vorwürfe gemacht, dann gleich bey beyden Ohren gezogen, ihn in Gegenwart der Schuljugend geschüttelt sehr schimpfliche Namen gegeben, und die Schullehrerin, welche herzutrat, mit der Faust hinweggestoßen.“ Dazu äußert sich der Pfarrer wie folgt: „Ehe ich diese Sache ämtlich einleite, kam der Richter zu Thaures am 2. Oktober und gab an: Der Schullehrer allda mißhandle die Kinder, er reiße sie bey beyden Ohren. bey den Haren, er schlage sie auf die Köpfe, so daß sich mehrere Ältern schon bey ihm hierrüber beklagt haben. Sein eigenes Kind habe der Schullehrer schon wiederholt geschlagen, vorzüglich am 27. d. v. M. und den darauf folgenden Tagen. Am 30. hab er sie nicht anders in die Schule bringen können, als daß er sie selbst hineinführte, hier habe er den Schullehrer nicht bey den Ohren gebeutelt, sondern ihm nur gezeigt, wie er es den Kindern macht, und gefragt, ob dieses erlaubt sey. er habe ein Gleiches an einem Knaben gezeigt, und ihm keinen Schimpfnamen gegeben, sondern nur gesagt, wenn er so mit den Kindern umgehe, hätte er lieber Schinder als Schullehrer werden sollen. Die Schullehrerin habe sich darein gemischt, und weil sie nicht schweigen wollte, und ihm unters Gesicht her-

stand, habe er sie weggestoßen, da er mit ihr nichts zu reden hätte.“ Die Chronik erzählt uns weiter, daß der Pfarrer die Anzeige an die Herrschaft Litschau weiterleitete; wir erfahren aber nicht, wie der Streitfall schließlich ausgegangen ist.

Jedenfalls wurde die Schule zu Thaures sieben Monate später vom zuständigen Dekanate aufgelöst. Die Gemeinde ließ sich das nicht so ohne weiters gefallen und machte an das k.k. Kreisamt einen Rekurs. Darüber berichten die Rapulare der Pfarrschule von Heidenreichstein: „Die Gemeinde Thaures hat sich mit 29. März 1823 an das hochlöbliche k.k. Kreisamt gewendet um Wiedererhaltung eines Privatlehrers und sich in ihrer Schrift auf den Wunsch ihres Pfarrers und der Herrschaft berufen. Die Bittschrift wurde vom Kreisamt an das Decanat um Berichterstattung gegeben. Vom Decanat wurde eine Äußerung von der Pfarre und Herrschaft abgefordert, und diese von hieraus, wie folgt, ertheilt: „Auf die hierher gekommene Mittheilung des von der Gemeinde Thaures unt. 29. v. M. bey einem W. E. k.k. Kreisamt gerichteten Ansuchens um einen Privatlehrer in ihrem Dorfe nimmt sich der Unterzeichnete die Ehre folgende Bemerkung zu erwidern: Aus dem etwas unverständlich vorgetragenen 2ten Punkt faßt der Unterzeichnete nur den Ausdruck auf ‚Die Gemeinde ist gleichsam unterdrückterweise zur Pfarrschule Brand eingewiesen worden‘ und äußert darauf: Als von Seite des Hochw. Decanats im Monate May v. J die Auflösung der Privatschule zu Thaures bestimmt wurde, bath der Richter zu Thaures den Unterzeichneten ihm zu rath, ob sich die Gemeinde erklären solle ihre Kinder nach Brand, oder lieber nach Gopprechts schicken zu wollen, und zog nach Erörterung aller Umstände vor, weil der Weg dahin, ungeachteter viel weiter ist, selbst im Winter immer befahren und begangen werde. Ein sicherer Beweis, daß die Gemeinde Thaures nicht unterdrückterweise nach Brand eingewiesen, sondern ihr freigelassen wurde zwischen Brand und Gopprechts zu wählen.

Ad Pkt. 3. Das als wohleingerichtet ausgegebene Schulhaus war ein Gegenstand, den der Unterzeichnete meistens als Beweggrund zur Auflösung der Dorfschule mitunter ausführte: Das Schulhaus hat nur ein einziges Zimmer. In diesem einzigen Zimmer muß auch der Schullehrer wohnen. Ist die Gattin eines jeweiligen Lehrers im Wochenbette, oder stößt jemanden in der Familie Unpäßlichkeit zu, so ist der Unterricht unterbrochen — durch die Unruhe kleiner Kinder ist er aber täglich gestöhrt.“

Der Bericht weist weiter nach, daß das k.k. Kreisamt die Beschwerde der Gemeinde Thaures abgelehnt hat. Sie wurde angewiesen, ihre Kinder weiter nach Brand zu schicken, nachdem in der Schule Thaures das Wohnzimmer des Lehrers nicht zugleich Schulzimmer sein kann. Und dabei blieb es bis zum Jahre 1872, als Thaures wieder eine eigene Schule erhielt. Pongratz

Der Warzenstein zu Harmannschlag

Tief im Walde zwischen Harmannschlag und Joachimstal ruht ein merkwürdiger Granitblock auf zwei kleinen Felsblöcken. Rein äußerlich unterscheidet er sich kaum von den tausenden Granitblöcken, die es im Waldviertel gibt. Eine Tafel daran besagt, daß dieser Stein unter Naturschutz stehe und den Namen „Warzenstein“ trage.

Woher kommt nun dieser merkwürdige Name, der nichts mit der äußeren Form dieses Naturgebildes zu tun hat? Da muß man schon einen einheimischen Ortsbewohner um Auskunft fragen. Und da erfährt man etwas ganz Merkwürdiges. An der Oberfläche des Steines befindet sich eine ellipsenförmige Aushöhlung, in welcher sich stets ein etwas grünlich gefärbtes Wasser befindet, das auch bei langanhaltender Dürre nicht austrocknet. Des öfteren wurde dieses Wasser schon ausgeschöpft und die Wände der Aushöhlung abgetrocknet. In zwei Tagen aber war der frühere Inhalt wieder vorhanden. Bis heute hat man noch nicht ergründet, woher dieses Wasser kommt.

Aber noch eine ganz besondere Eigenschaft hat das Wasser vom Warzenstein. Es ist nachgewiesen, daß Warzen, welche mit der Flüssigkeit dieses Steines einigemal gewaschen wurden, rissig werden, eintrocknen und dann abfallen. Aus dieser Erfahrung gab ihm der Volksmund schon seit Jahrhunderten den bezeichnenden Namen „Warzenstein“.

H. K.

Der Riesenkopf

(Eine Sage zu Oberkirchen)

Als vor vielen hundert Jahren die Oberkirchner daran gingen, eine Kirche zu erbauen, da kam eines schönen Tages ein Riese ins Land, der sich erbot, innerhalb von drei Tagen das Gotteshaus samt einem Turm zu erbauen. Als Lohn forderte er die schönste Jungfrau vom Dorfe und außerdem noch freie Verpflegung bis zu jenem Tage, an dem der Bau vollendet sei. Während die Bewohner fieberhaft an der Herbeischaffung des Baumaterials arbeiteten, baute der Riese die Kirche und vertilgte dabei Berge von Fleisch und Brot. Die Leute staunten über den Fortgang der Arbeit, denn sie hatten damit gerechnet, daß es dem Riesen nie gelingen werde, den Bau in der vereinbarten Zeit zu vollenden. Nun sahen sie mit Bangen dem dritten Tage entgegen, an welchem der Riese seinen ausbedun-

genen Lohn fordern würde. Gab es doch zu Oberkirchen dazumal in jedem Hause so schöne Mädchen, daß keine Familie davor sicher war, dem Riesen eine ihrer Töchter geben zu müssen. Als nun der Bau der Kirche soweit fortgeschritten war, daß das Bauwerk nur mehr von außen zu verputzten war, versammelten sich die Leute und baten Gott, daß er noch in letzter Stunde den bösen Handel für sie zum Guten wenden möge. Das Wunder geschah! Über Nacht vertrocknete alles Wasser rings umher in den Brunnen und Bächen, so daß der Riese kein Wasser mehr für den Mörtel vorfand. Dabei verging die vorgeschriebene Zeit und so kam der Baumeister um seinen Lohn. Aus Zorn darüber stürzte er sich vom Turme herab, wobei er sich erschlug.

Zur Erinnerung an diese Begebenheit und aus Dankbarkeit wurde der Kopf des Riesen aus Stein nachgeformt und in den Turm eingemauert, der heute noch Riesenturm heißt. Die Kirche aber blieb bis zum Jahre 1898 ohne Mörtelbewurf. Die Oberkirchner waren mit der Lösung des Handels mit dem Riesen überaus zufrieden und bedauerten keinesfalls die großen Mengen der aufgezehrten Lebensmittel. Der Ruf der so überaus schönen Oberkirchnerinnen aber drang weit in das Land hinaus, und so mancher Vater verheiratete damals, so wird weiter erzählt, sein Töchterlein an wohlhabende Schwiegersöhne.

Besonders fromme Seelen wollen von der Sage mit dem Riesen nichts wissen und erklären den Riesenkopf als Andenken an den heiligen Christophorus, der als Riese in der Heiligenlegende weiterlebt und früher im Waldviertel häufig verehrt wurde, wie der beliebte Vorname Christoph in den alten Kirchenbüchern beweist.

F. I. P.

Buchbesprechungen

Josef Karl Homma: Burgenlands Burgen und Schlösser. Wien, Birken-Verlag 1961. 128 S. 8^o.

Der rührige Birken-Verlag, der schon vor 5 Jahren ein Buch über Niederösterreichs Burgen herausgebracht hat (Felix Halmer, Niederösterreichs Burgen, Wien 1956), legt uns ein neues Burgenbuch vor, welches die gesamten Wehrbauten unseres benachbarten Bundeslandes erfaßt. Brachte das Werk von Felix Halmer bloß eine Auswahl, so verzeichnet vorliegendes Buch nicht nur alle Burgen und Schlösser, sondern auch alle Wehranlagen des Burgenlandes im weitesten Sinne. Homma begnügt sich nicht mit der bloßen Beschreibung der einzelnen Baulichkeiten und Wehrfunktion der einzelnen Objekte, sondern faßt sämtliche Funktionen der Burg in ihren ursprünglichen wehrpolitischen Aufgaben, als Herrschaftssitz und die Verwaltungsfunktionen in rechtlicher, kultureller und wirtschaft-

licher Hinsicht ins Auge. Es werden daher neben der Beschreibung des Objektes, der Skizzierung des historischen Werdeganges und der Wehrfunktion auch der zur Burg gehörige **Herrschaftsbezirk, die Gerichtsbarkeit, die Patronatsverhältnisse**, die kulturellen und wirtschaftlichen Impulse, die vom Herrschaftssitz als **Verwaltungszentrum** ausgingen, behandelt.

Der Verfasser stellt der innerhalb eines Kapitels alphabetisch angeordneten Beschreibung der einzelnen Objekte einen Überblick über die historische Entwicklung der Wehranlagen des Landes voran und gliedert den ortskundlichen Teil in drei Hauptgruppen: 1. Burgen, Kastelle, Schlösser und Ruinen, 2. Ortsbefestigungen, Wachtürme, Wehrkirchen, Hausberge und Fluchtburgen, 3. Urkundlich belegte, aber abgekommene Burgen und Kastelle. Daran schließt sich eine Übersicht über die wichtigsten Grenzgrafengeschlechter, für die wir dem Verfasser besonders dankbar sind. Leider ist die Widergabe einzelner Wappen der größtenteils ungarischen Familien infolge raumtechnisch bedingter Gründe nicht immer gut gelungen. Im letzten Teil des Buches finden wir eine sehr instruktive Zeittafel, welche das gleichzeitige Geschehen im Grenzraum, in Österreich und in Ungarn anschaulich gegenüberstellt. Solche Zeittafeln sollten in keinem derartigen Heimatwerk mehr fehlen!

Den Abschluß des Buches bildet ein gemeinsames alphabetisches Verzeichnis der Erläuterungen und Abkürzungen, in die auch die wichtigsten einschlägigen Nachschlagewerke eingearbeitet sind. Diese Anordnung wirkt für den Leser ebenso ungewöhnlich, wie die ein wenig formlose Anfügung des Inhaltsverzeichnisses unmittelbar an das Vorwort. Ich kann mir schon vorstellen, daß gewisse Ersparungsgründe für diese Maßnahmen entscheidend waren. Daß man aber auf ein eigenes Literaturverzeichnis (Bibliographie), welches die Nachschlagewerke übersichtlich zusammenstellt, verzichtet hat, ist bedauerlich, besonders für den ernstesten Heimatforscher, der dieses Buch nicht bloß als Reiseführer, sondern auch als wissenschaftliches Quellenwerk benützen möchte. Die fortlaufende Nummerierung des bibliographischen Apparates hätte ja zugleich auch als Siglen für die Zitate im Textteil dienen können und dadurch den Mehrverbrauch an Raum wieder hereingebracht. Leider wurde auch auf die Zitierung eines Großteiles der lokalhistorischen Fachliteratur verzichtet, deren literarische Angaben man gerne im Anschluß an die jeweilige Besprechung der einzelnen Objekte gefunden hätte. Das allgemein gehaltene Kapitel über die Wehranlagen des Landes in ihrer historischen Entwicklung bringt zwar eine Reihe von literarischen Hinweisen im Text, doch so unübersichtlich, daß der Nachschlagende, der z.B. die Literatur über Eberau kennenlernen will, das ganze Kapitel durchlesen muß, um auf S. 12 den Artikel von Karl Ulbrich angeführt zu finden. Hier wäre es zumin-

dest am Platze gewesen, in das Ortsregister auf der letzten Seite des Werkes die topographischen Hinweise der Einführung (S. 4—12) aufzunehmen. Leider wurde auch auf die Anführung der meisten in ungarischer Sprache abgefaßten Abhandlungen verzichtet. Ferner ist das Abkürzungsverzeichnis unvollständig. Wie ist z.B. die Abkürzung „Sopr. värm. tört. Nr. 276 aufzulösen“?

Man kann auch kein Werk wissenschaftlich so zitieren: „Scherman, Geschichte von Lockenhaus“, wenn man nicht schon vorher eine genaue bibliographische Angabe gemacht hat!

Aber, abgesehen von diesen kleinen „Schönheitsfehlern“, an die sich vielleicht nur Bibliothekare und Gelehrte stoßen, ist das Burgenbuch in Anlage wie Gestaltung vorbildlich! Zahlreiche sehr schöne und charakteristische Bildbeigaben, welche den Text anschaulich erläutern, erfreuen das Auge des Lesers. Entzückende Federzeichnungen aus dem Atelier Gratsch-Dorner wechseln mit Photoreproduktionen aus dem burgenländischen Landesarchiv ab. Besonders reizvoll erscheinen immer wieder die Gegenüberstellungen alter Burgenansichten mit der heutigen Erscheinungsform. Mehrere Grundrisse von Burgen und Wehranlagen ergänzen die Ausführungen ebenso wie die zwei burgenländischen Übersichtskarten, welche so gestaltet sind, daß der Autofahrer, ohne an eine bestimmte Route gebunden zu sein, die besprochenen Objekte leicht auffinden kann.

Alles in allem: ein sehr gut gelungenes Burgenbuch, welches jedem heimatkundlich aufgeschlossenen Menschen, der das Burgenland besucht, nur bestens empfohlen werden kann.

Harry Kühnel: Führer durch das Museum der Stadt Krems an der Donau. Krems a. d. D., Kulturamt der Stadt, 1961. 34 S., 16 Kunsttafeln. 8^o.

Bietet der Besuch des neu aufgestellten Museums in der ehemaligen Dominikanerkirche an und für sich schon einen hohen Kunstgenuß, so verstärkt sich dieser noch beim Studium des vorliegenden Museumsführers. Die einzelnen Kapitel, die in knappster Form über das Museumsgebäude und die Kunstsammlungen berichten, haben nichts mehr mit der früheren Art von langatmigen Aufzählungen der einzelnen Schaustücke zu tun. Sie geleiten den Besucher unaufdringlich durch alle Schauräume und instruieren ihn mit ihrer vornehm-sachlichen und doch so interessant gestalteten Diktion über das Wesentliche der kostbaren Ausstellungsstücke. Wenn der Besucher am Ende der Ausstellung das Buch aus der Hand legt, so hat er einen ganzen Kursus über Waldviertler Kunst- und Kulturgeschichte, über Volkskunde, Numismatik und Urgeschichte genossen, den er nicht mehr so leicht vergessen kann. Der ernste Forscher aber findet in den Fußnoten, die jedem Kapitel an-

geschlossen sind, die wichtigste Literatur vorbildlich zitiert. 16 hervorragend gestaltete Bildseiten zeigen im Anhang des Führers die schönsten Ausstellungsstücke dieses Museums, das heute zu den vorbildlichsten in Niederösterreich gehört.

P. Emmeran Ritter: Das schöne Madonnenbild. Ausstellung des graphischen Kabinetts des Stiftes Göttweig. Göttweig, Selbstverlag 1961. 24. S. 4 Tafeln. 8°.

Dem rührigen Stiftsarchivar P. Emmeran ist es im Laufe der vergangenen Jahre gelungen, die große Graphikensammlung des Stiftes, die so lange vergessen war, wieder zu entdecken und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das graphische Kabinett des Stiftes ist die größte Privatsammlung auf diesem Gebiet in Österreich. Die Ausstellung zeigt eine Auswahl der besten Blätter österreichischer, deutscher, niederländischer und italienischer Meister mit Darstellungen der heiligen Maria. Der Führer gibt einen guten Überblick über die 134 Nummern der Ausstellung mit knappen, aber sehr instruktiven kunstgeschichtlichen und biographischen Erläuterungen. Der Anordnung der Kunstblätter entsprechend, gliedert der Führer den ganzen Stoff nach den Meistern der deutschen, der niederländischen und der italienischen Schule. Dem Ganzen vorangestellt ist das einführende Kapitel „Maria in der Kunst“. Auch auf eine Literaturzusammenstellung zur Geschichte der Graphikensammlung des Stiftes Göttweig wurde nicht vergessen. Die besten Vertreter der hier ausgestellten Nationen sind durch die gute Wiedergabe von je einem Kunstblatt charakterisiert. Ein kleiner aber vorbildlich ausgestatteter Kunstführer durch die Ausstellung, welche vom 1. Mai bis zum 1. November d. J. geöffnet bleibt, liegt hier vor!

Die Wallfahrtskirche Maria Langegg im Dunkelsteiner Wald. betreut von Serviten. München 1960. (Scherl und Steiners Kunstführer Nr. 716.) 16 S. kl. 8°.

Wieder hat der bekannte Kunstverlag einen dieser kleinen Kunstführer herausgebracht, die auf so wenigen Seiten dem Leser und Kunstfreund so viel zu sagen haben. Der Verfasser, ein nicht genannter Servitenpater, gibt uns zuerst einen kurzen historischen Überblick über die Entstehung der Wallfahrt, des Klosters und der Kirche. Hernach beschreibt er die 1765—73 erbaute Wallfahrtskirche, die ein Barockjuwel darstellt. Er beschreibt die einzelnen Kunstdenkmäler, die Bibliothek, das Kloster, das auch eine beliebte Fremdenpension betreibt und fügt dem Ganzen eine wissenschaftliche Quellenangabe bei. Selbstverständlich enthält dieser Führer wieder eine ganze Reihe sehr schöner, zum Teil ganzseitiger Bildreproduktionen.

Pongratz

Wir bitten unsere geehrten Leser, die Schriftleitung auf heimatkundliche Neuerscheinungen aufmerksam zu machen, damit wir diese besprechen können.

Die Schriftleitung

Verlagspostamt Krems/Donau

Bisher sind erschienen:

- Band 1: Franz Schmutz-Höbarthen „Der Stieglitz“, Bunte Verse.
Band 2: Wilhelm Franke „Menschen am Wegesrand“, Erzählungen (vergriffen).
Band 3: Karl Cajka „Der gläserne Ritter“, Märchen und Träume.
Band 4: Friedrich Sacher „Das Licht des Nachbarn“, Neue Erzählungen.
Band 5: Hans Giebisch „Geschichten und Legenden“.
Band 6: Walter Sachs „Bewahrte Landschaft“, Betrachtungen.
Band 7: Franz Spunda „Frühlingsannalen“, Eine Jugendgeschichte.
Band 8: Carl Julius Haidvogel „Vaterland“, Erzählung.
Band 9: Friedrich Wallisch „Die Nichte des Alkaden“, Heitere Novellen.
Band 10: Karl Wache „Wiener Miniaturen“, Skizzen (vergriffen).
Band 11: Josef Pfandler „Dämonie und Magie“, Geschichten, Bilder, Anekdoten.
Band 12: Ernst Kratzmann „Der Garten der Heiligen Mutter“.
Band 13: Paul Anton Keller „Das Abenteuer im D-Zug“, Erzählungen aus einer kleinen Stadt.
Band 14: Fritz Kolbe „Der Franzosenanger“, Heimatlische Erzählung.
Band 15: Gertrud Anger „Erlöstes Lächeln“, Besinnliche Erzählungen.
Band 16: Ferdinand Trinke „Villa Bergius“, Novelle.
Band 17: Wilhelm Franke „Kleine Leute von der grünen Grenze“, 16 Erzählungen.
Band 18: Fritz Kolbe „Die Spieluhr“, 2 Erzählungen.
Band 19: Bruno Wolfgang „Zwischen Donau und Wienerwald“, Heitere Geschichten.
Band 20/21: Karl Wache „Wiener Potpourri“, Stimmungen und Streifungen.
Band 22: Karl Hohenlocher „Fröhliche Tierfabeln.“
Band 23: Aline Aliberti „Das Amethystkreuz“ und andere Erzählungen.
Band 24: Paul Anton Keller „Gewitter der Seele“. Heiterer Einakter.
Band 25: Erwin Walter Stein „Dreimal die Glocken“. Novelle.

Außer der Reihe ist erschienen:

Lyrik der Landschaft:

Band 1: An der Donau

Band 2: Steiermark

Preis der Lyrikbände für Mitglieder 20 Schilling, für Nichtmitglieder 25 Schilling

In Vorbereitung:

Preis der Reihenbücher für Mitglieder 15 Schilling, für Nichtmitglieder 20 Schilling.

Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. Zwei Goldmedaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka, Krems a. d. D., Untere Landstraße 57, Tel. 2440 - Gegründet 1900

Lieferant des Lehrerhausvereines